

Europarat: Korrupte Hüter der Menschenrechte

DIE WELTWOCHEN



Nummer 2 – 12. Januar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Wunderkinder
Die Magie des
Schach-Genies Magnus Carlsen

Psychosen
Das Trump-Umnachtungs-Syndrom

Victoria Beckham
Brillante Frau und
Unternehmerin

Asyl
Immer mehr Untergetauchte
in der Schweiz



Staatsfeind Autofahrer

Unser totalitäres Nulltoleranz-Regime macht fast
alle zu Verkehrs-Verbrechern



NEU 14-tägige Sommerreisen auf Hollands und Flanderns Wasserwegen mit luxuriöser MS Edelweiss



Es het solangs het **Rabatt* Fr. 400.-**
*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

Jetzt Katalog 2017 bestellen!



1 Ardennen und Flandern Basel–Namur–Amsterdam–Basel

14 Tage ab Fr. 1690.-
(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Um 15.30 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Flusstag** **3. Tag Nijmegen–Cuijk** Rundgang* durch Nijmegen. Abends Rundgang* durch Cuijk. **4. Tag Maastricht** Rundgang*. **5. Tag Namur–Huy** Ausflug* nach Dinant. Rundfahrt* durch Namur. **6. Tag Huy–Lüttich** Rundgang* durch Huy. Rundfahrt* durch Lüttich. **7. Tag Antwerpen** Rundfahrt/-gang*. **8. Tag Gent–Terneuzen** Stadtrundfahrt/-gang* Gent. Ab Terneuzen Busausflug* nach Brügge mit Stadtrundgang. **9. Tag Middelburg–Veere** Ausflug* durch Zeeland mit Halt bei den Delta-Werken. Freie Zeit. **10. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt mit Insel Marken und Käsebesuch. + Grachtenfahrt. **11. Tag Düsseldorf** Stadtrundfahrt*. **12. Tag Braubach–Mainz** «Romantischer Rhein». Rundgang* Mainz. **13. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug* nach Baden-Baden. In Gamsheim Rückkehr zum Schiff. **14. Tag Basel** Ausschiffung. Individuelle Heimreise.

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt
06.07.–19.07. **400** 01.08.–14.08. **400**

* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar
+ Fak. Ausflug an Bord buchbar
Programmänderungen vorbehalten
Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



2 Nordholland und Friesland Basel–Amsterdam–Texel–Basel

14 Tage ab Fr. 1690.-
(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD hinten, Vollpension)

1. Tag Basel Individuelle Anreise. Um 15.30 Uhr «Leinen los!». **2. Tag Flusstag** **3. Tag Nijmegen** Rundgang*. **4. Tag Rotterdam** Ausflug* nach Delft mit Besuch einer Keramikmanufaktur. **5. Tag Amsterdam** Stadtrundfahrt und Fahrt zur Insel Marken mit Käsebesuch. + Grachtenfahrt. **6. Tag Oudeschild** Rundfahrt* Insel Texel. Fahrt übers IJsselmeer. **7. Tag Delfzijl–Groningen** Ausflug* Meyer Werft Papenburg. In Groningen Grachtenfahrt*. **8. Tag Sneek–Kampen** Ausflug* Hindeloopen und Sloten. Rundgang* Kampen. **9. Tag Arnheim** Ausflug* Giethoorn. Schifffahrt auf der IJssel. **10. Tag Arnheim** Busausflug* zum Lustschloss Het Loo. **11. Tag Köln–Andernach** Stadtrundgang* Köln. Freie Zeit. **12. Tag Rüdesheim** «Romantischer Rhein». Weinprobe* auf dem Schiff. **13. Tag Baden-Baden** Ab Plittersdorf Busausflug* nach Baden-Baden. In Gamsheim Rückkehr zum Schiff. **14. Tag Basel** Ausschiffung. Individuelle Heimreise.

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt
19.07.–01.08. **400** 14.08.–27.08. **400**

* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar
+ Fak. Ausflug an Bord buchbar
Programmänderungen vorbehalten
Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern



- Bequem ab/bis Basel
- Auf der Maas bis Namur
- Faszinierendes IJsselmeer
- Imposante Zitadelle in Dinant

MS Edelweiss*****

Luxuriöses Schiff für 180 Personen. Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV, Radio, Klimaanlage. Auf MD und OD mit franz. Balkon. Fenster auf HD nicht zu öffnen. Gäste von HD und MD speisen im Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern, die des OD im Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern. Möglichkeit zum Lightlunch im Panorama-Salon. Bordausstattung: Panoramosalon mit Bar Lidobar mit Aussenterrasse, Boutique, grosses Sonnendeck mit Liegestühlen, Sitzgruppen, Putting Green, kleinem Pool und kleiner Aussichtsterrasse. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen HD- und OD. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)	Reise 1/2
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2090
2-Bettkabine Hauptdeck	2190
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	2690
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2890
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	3190
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	3390
Zuschlag zur Alleinbenutzung Hauptdeck	290
Zuschlag zur Alleinbenutzung Mitteldeck	1590
Zuschlag zur Alleinbenutzung Oberdeck	1790
Ausflugspaket (10/9 Ausflüge)	320/290

Kreuzfahrt inklusive Vollpension. Details zu den Leistungen im Internet oder verlangen Sie den Flyer.

MS Edelweiss*****



Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Noch einmal steigt die Fieberkurve. Nächste Woche wird Donald Trump vor dem Kapitol zum 45. US-Präsidenten vereidigt. Vor dem Grossereignis veranstaltet die *Weltwoche* ein Podiumsgespräch über Ursachen, Risiken und Chancen der Wahl Trumps. Geladen ist John McLaughlin, Umfragechef und Freund des neuen Präsidenten. Mit seinen präzisen Umfragen hat er Trump den Weg ins Weisse Haus geebnet. Seit der Wahl seien die Sympathien für Trump weiter gestiegen, sagt McLaughlin im Gespräch mit Auslandchef Urs Gehrig. Der neue Präsident erhalte wachsende Zustimmung bis tief ins Lager der Demokraten. «Unter Trumps Präsidentschaft könnten Republikaner auf lange Frist eine Mehrheitspartei werden.» **Seite 38**

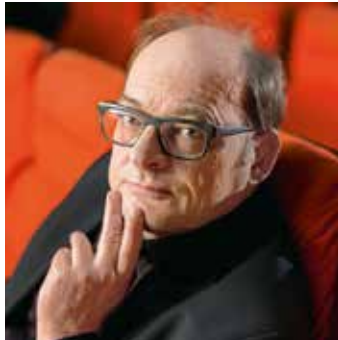
Neben John McLaughlin diskutieren auf dem *Weltwoche*-Podium Bob Lutz, ehemaliger Spitzenmanager von General Motors, und Amy Holmes, Analytikerin für zahlreiche US-News-Networks. Ort: «Renaissance Zurich Tower Hotel», Turbinenstrasse 20, 8005 Zürich. Datum: 16. Januar, 19.30 Uhr.

Mehr als zwanzig Jahre lang hat Ivo Kummer die Solothurner Filmtage geleitet, bevor er 2011 zum Chef der Filmförderung beim Bund ernannt wurde. Niemand kennt den Schweizer Film so gut wie er, niemand in der Branche hat so viel Einfluss. Theoretisch. Denn «Filmpapst» Kummer überlässt die Entscheidung, welche Filme gefördert werden, in der Regel einer Kommission. «Ich möchte keinen Staatsfilm», sagte er im Gespräch mit Kulturredaktor Rico Bandle in einem Solothurner Restaurant – um dann über eine Stunde lang die kafkaesken Abläufe der Berner Kulturbürokratie zu erläutern. Kummer ist überzeugt: Wer ein Land verstehen möchte, muss sich mit dessen Filmen beschäftigen, das gelte insbesondere auch für die Schweiz. **Seite 54**

Bei seinem Besuch im nordrhein-westfälischen Finanzministerium fühlte sich Redaktor Wolfgang Koydl in seine Kindheit zurückgebeamt: Wie in einer Zeitkapsel hat das Haus die muffige Atmosphäre eines Amtsgebäudes aus den sechziger Jahren bewahrt – Paternoster-Lift und traurige Topfpflanzen inklusive. Der derzeitige



Trump-Kenner McLaughlin.



Ivo Kummer, Filmchef des Bundes.

Hausherr Norbert Walter-Borjans freilich geht mit der Zeit: Steuerbetrüger überführt er mit unter der Hand gekauften Daten-Sticks. Der Minister fühlt sich absolut im Recht: «Wir handeln aus Notwehr», sagt er. **Seite 44**

Die «identitäre Bewegung» verstört die Medien. Vor allem in Deutschland und Österreich überbieten sich Journalisten und Politiker an Theorien und Anschuldigungen. Sogar Geheimdienste und Verfassungsschützer beschäftigen sich mit dieser Bewegung von jungen Erwachsenen, die mit Protestaktionen und Interventionen vor allem gegen die europäische Flüchtlingspolitik und die massive Zuwanderung von Muslimen protestieren. Was sind

das für Leute? Sind es Rechtsextreme? Oder einfach nur besorgte Europäer? Unser Autor Matthias Matussek hat die bisher wohl umfangreichste Reportage dazu für die *Weltwoche* recherchiert. Er hat erstaunlich interessante, belebte und nicht feindbildkonforme Menschen getroffen, die Heidegger und andere Klassiker studieren. Lesen Sie in dieser Ausgabe den zweiten Teil der Geschichte über die «Identitären». **Seite 48**

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgele, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Grosse Podiumsdiskussion der *Weltwoche*

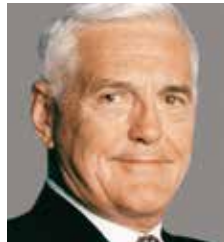
Das Phänomen Donald Trump

Die Ursachen. Die Person. Die Chancen. Die Risiken.

Ein klärender Blick kurz vor dem Amtsantritt des neuen Präsidenten.
Es diskutieren Kritiker, Freunde und Beobachter.



John McLaughlin
Umfragechef und Freund
von Donald Trump



Bob Lutz
ehem. Spitzenmanager
General Motors



Amy Holmes
Analystin für zahlreiche
News-Networks



Roger Köppel
Moderator und
Chefredaktor

Öffentliches Podium

Diskussion auf Englisch mit Simultanübersetzung

Montag, 16. Januar 2017

Ort: Renaissance Tower Hotel, Turbinenstrasse 20, 8005 Zürich

Beginn: 19.30 Uhr, Türöffnung 18.30 Uhr. Eintritt frei, limitierte Platzzahl

Wegbeschreibung: 5 Minuten zu Fuss vom Bahnhof Hardbrücke
oder Tram Nr. 4 vom Hauptbahnhof Zürich bis Technopark

USR III

Der folgende Text ist eine Qual, aber wichtig. Unbedingt lesen.

Von Roger Köppel

Ich komme jetzt zu einem Thema, das den Charme eines Zahnarzttermins verbreitet. Aber es ist wichtig. Wir müssen uns damit auseinandersetzen.

Und ja: Die Existenz der Schweiz, wie wir sie kennen, hängt von der Behandlung dieses Themas ab. Das ist keine Übertreibung.

Ich spreche von der Unternehmenssteuerreform III, kurz USR III, ein Wortmonster aus den Laboratorien unserer Finanzbürokratie.

Ich vermute: Die meisten Leser blättern jetzt bereits weiter. Der Begriff allein verursacht ihnen Frostbeulen im Hirn.

Verständlich. Niemand möchte sich im Januarloch mit einer Frage befassen, die wie eine Neuauflage der Sowjetunion klingt.

Und man wundert sich, warum die Verwaltung ausgerechnet solche abweisenden Wortungetüme verwendet.

Möglicherweise möchte man die Bürgerinnen und Bürger nicht nur langweilen, um sie abzuschrecken. Man will ihnen durch die schiere Unzugänglichkeit der Begriffe auch zu verstehen geben, dass es besser ist, wenn sie dieses Gelände erst gar nicht betreten, sondern den «Experten» überlassen.

Deshalb erst recht bitte ich alle, denen die Schweiz nicht egal ist, weiterzulesen.

Am 12. Februar stimmen wir über die USR III ab. Es ist die wichtigste wirtschaftspolitische Vorlage der Gegenwart. Es geht um Wohlstand, Wirtschaft und sehr viele Arbeitsplätze.

Ich befürchte, dass alle Versuche der Zeitungen und unseres Staatsfernsehens, dieses Thema den Leuten näherzubringen, kolossal gescheitert sind.

Ich kann mich an eine «Arena» erinnern, in der SP-Nationalrätin Jacqueline Badran wie eine Einpersonen-Panzerdivision gegen die Bürgerlichen walzte.

Nachher rief ich einen Freund an und fragte ihn, ob er verstanden habe, worum es gegangen sei.

Er sagte mir, als das Stichwort «zinsbereinigte Gewinnsteuer auf überdurchschnittlich hohem Eigenkapital» zum dritten Mal gefallen sei, habe er von «USR III» auf «Star Wars II» umgeschaltet.

Also: Worum geht es? Warum muss man dieser unselig betitelten Vorlage am 12. Februar unbedingt zustimmen?

Vorneweg ein paar Fakten: In der Schweiz gibt es etwa 24 000 Firmen, die anders besteuert werden. Diese international tätigen Fir-



«Star Wars II».

men müssen die Gewinne, die sie im Ausland erwirtschaften, in der Schweiz nicht noch einmal oder kaum versteuern. Das Geld, das sie in der Schweiz verdienen, müssen sie normal versteuern.

Auf Druck des Auslands schafft die Schweiz diese unterschiedliche Besteuerung jetzt ab. Man akzeptiert sie nicht mehr. Ich rede nicht nur von der EU. Alle Industrienationen sind dagegen.

Gewaltige Zahlen stehen auf dem Spiel.

Die besagten Unternehmen beschäftigen in der Schweiz direkt rund 150 000 Angestellte. Weitere 100 000 Arbeitsplätze sind bei Dienstleistern und Zulieferern betroffen, speziell auf dem Finanzplatz. 11 000 Holding-Gesellschaften halten Kapital von über 1100 Milliarden Franken, die teilweise in der Schweiz investiert oder angelegt sind.

Die Wirtschaftsprüfer der Firma KPMG schätzen die direkten Steuereinnahmen dieser 24 000 Unternehmen für 2015 bei Bund, Kantonen und Gemeinden auf rund 10 Milliarden Franken.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Dazu kommen nochmals ungefähr 3 Milliarden an indirekten Steuern. Wir sprechen von total rund 13 Milliarden Franken pro Jahr.

Was geschähe jetzt bei einem Nein zur Unternehmenssteuerreform III?

Ein Grossteil der betroffenen Firmen müsste die Schweiz verlassen. Es bringt nichts, die Büros hier zu haben, wenn man dafür plötzlich doppelt besteuert wird.

150 000 Arbeitsplätze wären akut gefährdet. Die Steuereinnahmen würden radikal wegbrechen, im schlimmsten Fall um 13 Milliarden Franken.

Die schweizerische Wirtschaft, also wir Bürgerinnen und Bürger, müssten diese Einbussen mit massiven Steuererhöhungen bezahlen. Ausserdem wäre die Schweiz über Nacht international konkurrenzunfähig.

Was würde bei einem Ja an der Urne passieren?

Es käme zu kurzfristigen Steuerausfällen von ungefähr 1,5 bis 2,5 Milliarden Franken. Exaktere Schätzungen sind schwer, da die Kantone völlig frei sind, ob und wie stark sie die Instrumente der Unternehmenssteuerreform III einsetzen wollen.

Alle Erfahrungen zeigen aber, dass zwei bis drei Jahre nach Inkraftsetzung der Reform die Steuereinnahmen wieder steigen würden. Das haben wir in Kantonen wie Obwalden, Nidwalden oder Luzern gesehen.

Vor allem: 150 000 bis 250 000 Arbeitsplätze blieben in der Schweiz gesichert. Mehr noch: Ein beträchtlicher Teil der über 500 000 KMU müsste dank der Reform weniger Steuern bezahlen. Fazit: Bei einem Ja würden wir langfristig den Wohlstand unseres Landes sichern und sogar ausbauen.

Was sagen die Gegner?

Die Linken und die Gewerkschaften sind eigentlich nicht gegen die Reform, aber sie wollen zwingend eine «Gegenfinanzierung», beispielsweise eine Kapitalgewinnsteuer bei Privatpersonen.

Nun musste Finanzvorsteher Ueli Maurer vor kurzem bekanntgeben, dass die Asylkosten in den nächsten zwei Jahren um 1,2 Milliarden Franken pro Jahr steigen würden – also vergleichbar mit den Mindereinnahmen bei der USR III.

Ich habe keinen einzigen Linken gehört, der eine Gegenfinanzierung dieser Mehrausgaben gefordert hätte, etwa bei den explodierenden Entwicklungshilfeausgaben.

Anders gesagt: Für falsche Flüchtlinge sind die Staatskassen nach Meinung der Linken jederzeit offen, für den Wirtschaftsstandort Schweiz sind sie auch nur schon kurzfristig geschlossen.

Falls Sie noch wach und mir bis hierhin gefolgt sind:

Wir können uns weder den Exodus der Arbeitsplätze noch die gewaltigen Steuererhöhungen leisten. Es braucht am 12. Februar ein Ja zu dieser Reform.



«Grenzgebiet»: Norbert Walter-Borjans. Seite 44



Gefährliche Strom-Experimente: Seite 24



«Nichts in meinem Leben kam jemals natürlich. Ich musste für alles arbeiten.»

Victoria Beckham: Seite 36

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Wrestler gegen Judoka
- 9 Im Auge Simon Ammann, Skispringer
- 10 Gewalt gegen Beamte Larifari-Justiz
- 11 Wahlen Wird Bern rot oder grün?
- 11 Sehenswürdigkeiten
Tourismus ohne Araber
- 12 Personenkontrolle
Schneider-Ammann, Trump, Burkhalter, Reagan, Aklin, Obama etc.
- 13 Nachrufe
Klaus Wildbolz; Roman Herzog
- 18 Mörgeli
Erstklassiges zur ersten Klasse
- 18 Bodenmann
Au-, Au-, Ausverkauf der Heimat
- 19 Medien
Links, rechts, links, rechts, marsch
- 19 Die Deutschen Happy Germany

Inland

- 14 **Feindbild Autofahrer** «Via sicura», ein totalitäres Nulltoleranz-Regime
- 16 **Mit Vollgas auf die Couch**
In den Fängen der Verkehrspsychologen
- 17 **Stur nach Schema X**
Fall aus dem Kanton St. Gallen
- 20 **Keine Spur von Entspannung**
So viele Asylsuchende wie selten zuvor
- 21 **Migration** Immer mehr Illegale und Untergetauchte
- 23 **Schwimmübung**
Urteil gegen ein muslimisches Paar
- 24 **Himmel voller Subventionen**
Doris Leuthards Energieexperten
- 25 **Abstimmungen** Wie verträgt sich Umweltpolitik mit Demokratie?

- 26 **Von Dinosauriern lernen**
Biografie über das SP-Urgestein
Helmut Hubacher
- 28 **«Rachegefühle hatte ich nie»**
Geheimdienstspezialist Beat Meier
- 29 **Direkte Demokratie darf stören**
Essay von Nenad Stojanovic (SP)

Ausland

- 22 **Korrumpierte Hüter der Menschenrechte**
Ermittlungen gegen Luca Volontè
- 38 **«Trump legt weiter zu»**
Trump-Berater John McLaughlin
- 39 **Das Trump-Umnachtungs-Syndrom**
- 40 **Putsch mit Ansage** Hendryk M.
Broder über Facebook und Fake News
- 42 **Italien Beppe Grillo findet neue Freunde in Europa**
- 43 **Brief aus London** Premierministerin
Theresa May bekennt Farbe
- 47 **Östliche Freiheit**
Entideologisierung der Politik
- 48 **Die mutigen Einzelnen** Unterwegs
mit den «Identitären» (Teil 2)

Interview

- 44 **«Wir handeln aus Notwehr»** Norbert
Walter-Borjans, Steuereintreiber

Wirtschaft & Wissenschaft

- 27 **Von Aleppo nach Cham**
Hani Oweira, Chirurg aus Syrien
- 30 **Goldgrube Schweiz**
Der Wohlstand kommt allen zugute
- 32 **Niedergang der stolzen «P»**
Das Ende der alten Publicitas
- 34 **Finanzplatz in der Dauerdefensive**
Schweizer Banken verlieren Kunden

- 60 **Plötzlich klar** Das Phänomen
der terminalen Geistesklarheit

Kultur & Gesellschaft

- 36 **Victoria Beckham** Wie sie sich
immer wieder neu erfindet
- 54 **«Politiker sollten ins Kino»**
Ivo Kummer, Filmchef des Bundes
- 56 **Vermeintliche Herrlichkeit**
Martin Walsers neuer Roman
- 57 **Gehört der Islam zur Schweiz?**
Autorin Jasmin El Sonbati
- 59 **Magnus Carlsen**
«Mozart des Schachs»

Rubriken

- 52 **Ikone der Woche**
Rockys Missen
- 54 **Die Bibel** Grausamkeit
- 58 **Jazz**
Nicole Herzog meets Don Menza
- 58 **Knorr** «La La Land»
- 62 **Thiel** Streichelposten
- 62 **Namen** Die aus der Kälte kam
- 62 **Fast verliebt** Pussy-Magnet
- 63 **Unten durch**
Kopfschmerzen
- 64 **Wein** Colombera & Garella:
Bramaterra 2012
- 65 **Auto** VW Golf GTI Clubsport
vs. VW Polo GTI 230
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**



WELTWOCHEN-Spezialangebote: Kultur- und Fernreisen

2017 – Jahr der Entdeckungen

Auch dieses Jahr bieten wir Ihnen Erlebnisse der aussergewöhnlichen Art. Erweitern Sie Ihren Horizont auf einer unserer Exkursionen in den Bereichen Kunst, Motorsport, Kulinarik oder Natur. Eine Vorschau.

57. Biennale Venedig

Erleben Sie unter fachkundiger Begleitung die Lagunenstadt während der weltweit wichtigsten Ausstellung für zeitgenössische Kunst.

Höhepunkte:

- Besichtigung der Biennale-Objekte in den Arsenalen und im öffentlichen Raum
- Besuch des Schweizer Pavillons mit Kurator Philipp Kaiser
- Tour durch das Guggenheim-Museum im Palazzo Venier dei Leoni
- Besuch der Giardini Pubblici, Standort der Nationen-Pavillons
- Einblick in versteckte Privatgärten (nur während der Biennale zugänglich)
- Gondelfahrt

Reisedatum:

Vom 21. bis 25. Mai 2017
(ab Fr. 2450.–/Pers. im DZ)

Mythos Motorsport

Die klingenden Namen des britischen Automobilbaus lassen Liebhaberherzen höherschlagen. 4-tägige Reise zu den Motorsport-Legenden.

Höhepunkte:

- Werkstour am Stammsitz von Aston Martin, Gaydon
- Rundgang durch das British Motor Museum
- Einblick in die exquisite Holz- und Lederverarbeitung bei Bentley, Crewe
- Führung durch die Produktionshallen von Jaguar, Castle Bromwich
- Besuch der Manufaktur von Morgan Motor, Malvern Link
- Abstecher nach Stratford-upon-Avon, Geburtsort Shakespeares

Reisedatum:

September oder Oktober 2017
(ab Fr. 2950.–/Pers. im DZ)

Kanadas wilder Westen

Die Naturschönheiten von British Columbia und Alberta machen diese Fernreise zum unvergesslichen Abenteuer.

Höhepunkte:

- Ausblick vom Grouse Mountain
- Obst- und Weinbau im Okanagan
- Banff-National-Park und Lake Louise
- Icefields Parkway (eine der schönsten Fernstrassen der Welt)
- Jasper-Nationalpark mit Grizzlys, Wapitihirschen und Bergziegen
- Exkursion auf den Athabasca-Gletscher
- Goldgräberstadt Lillooet
- Wanderung im Whistler-Blackcomb
- Walbeobachtung auf Vancouver Island

Reisedatum:

Im September 2017
(ab Fr. 5880.–/Pers. im DZ)

Faszinierendes Südafrika

Auf dieser Fernreise geniessen Sie die atemberaubende kulturelle, ethnische und kulinarische Vielfalt der «Rainbow-Nation».

Höhepunkte:

- Wildtierbeobachtungen im Krüger-Nationalpark
- Blyde River Canyon
- Fynbos-Vegetation im Tsitsikamma-National-Park
- Gardenroute von Storms River bis Knysna
- Cango Caves (weltberühmte Naturhöhlen)
- Weindegustation in Paarl
- Ausflug ans Kap der Guten Hoffnung
- 2-tägige Fahrt im Luxuszug von «Rovos Rail» von Kapstadt über die ehemalige Diamantenhochburg Kimberley bis Pretoria

Reisedatum:

Vom 26. Okt. bis 9. Nov. 2017
(ab Fr. 6950.–/Pers. im DZ)



Die führende Militärzeitschrift der Schweiz

Mit dem Schweizer Soldat erhalten Sie wertvolle Informationen und Hintergründe, die in keiner Tageszeitung stehen.



Auf PC, Tablet oder Smartphone. Immer zur Hand, immer dabei, mit Zugriff auf das gesamte Archiv.

Bestellcoupon

- Jahres-Abonnement, 11 Ausgaben inklusive E-Paper und Archivzugriff für Fr. 64.50 (Ausland: Fr. 98.–)
- Probe-Abonnement, 3 Ausgaben inklusive E-Paper für Fr. 20.–

Vorname _____

Name _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

E-Mail _____



Abonnemente:
www.schweizer-soldat.ch/abonnieren
 Schweizer Soldat, Postfach 2362
 Fürstenlandstrasse 122, 9001 St. Gallen
 Telefon 071 272 71 96, soldat@nzz.ch

Wrestler gegen Judoka

Von Wolfgang Koydl — Sowohl Trump als auch Putin verfolgen knallhart ihre nationalen Interessen. Umso wichtiger ist die persönliche Chemie, und da könnten die Funken stieben.



Alpha-Männchen mit Gegensätzen: Trump, Putin.

Liest man Kommentare über das künftige Verhältnis zwischen Donald Trump und Wladimir Putin, glaubt man sich in die Ära des Absolutismus zurückkatapultiert. Die beiden Männer werden dargestellt, als ob sie alleine über Wohl und Wehe ihrer Nationen, über Krieg und Frieden entscheiden könnten – freihändig und geleitet von persönlichen Animositäten und Sympathien wie einst Louis XIV oder Peter der Grosse.

Es stimmt sicher, dass der Egomane Trump den Eindruck erweckt, er könne per Twitter-Dekret die amerikanische wie die internationale Politik aufmischen. Ebenso richtig ist es, dass Putin gegen Ende seines zweiten Machtjahrzehnts im Kreml oft ziemlich beratungsresistent schalten und walten kann.

Oft, aber nicht immer. Denn weder Trump noch Putin sind unumschränkte Herrscher. Die Reduzierung eines Staates auf die jeweilige Person an seiner Spitze blendet aus, dass auch mächtige Präsidenten Rücksicht nehmen müssen: auf Parlamente, auf Interessengruppen, auf die Wirtschaft, auf Meinungen und Stimmungen der Wähler. Vor allem aber handeln sie nicht im persönlichen, sondern im nationalen Interesse.

Doch diese Interessen stehen einander diametral gegenüber. Washington strebt die Ausweitung und Zementierung seiner globalen

Vorherrschaft an und muss dazu potenzielle Rivalen niederhalten oder einbinden. Oder wie es Zbigniew Brzezinski, einer der führenden strategischen Denker der USA, formulierte: «Absprachen zwischen den Vasallen verhindern [...], die tributpflichtigen Staaten fügsam halten [...] und dafür sorgen, dass die Barbarenvölker sich nicht zusammenschliessen.»

Geostrategische Guerilla-Taktik

Moskau widersetzt sich solchen Bemühungen und will den einst von der Sowjetunion eingenommenen Platz als gleichwertiger globaler Co-Regent zurückerobern. Doch da Amerika militärisch, wirtschaftlich, diplomatisch und auch kulturell drückend überlegen ist, wird der Konflikt asymmetrisch ausgetragen: Der Kreml muss auf eine Art geostrategische Guerilla-taktik ausweichen. Die Hysterie, die Amerika wegen der russischen Hackerangriffe ergriffen hat, zeigt, wie sehr sich die Nation von diesen Attacken verunsichert fühlt.

Das Spielbrett für dieses globale Schach liegt nicht in Asien, wohin Barack Obama die USA zu Beginn seiner Amtszeit geschwenkt hat, sondern in Europa und im Nahen Osten – zwei Regionen, aus denen er sich törichterweise zurückgezogen hat. Putin hat klug diese Chance genutzt und ist in das Vakuum vorgestossen:

»» Fortsetzung auf Seite 10

Die Droge Fliegen



Simon Ammann, Skispringer.

Simon «Simi» Ammann steht oben auf dem Anlaufurm, auf dem Dach seiner Karriere, und schaut hinunter in den Abgrund des Nicht-mehr-weiter-Wissens. Die Optik der TV-Bilder verharmlost die Dramatik dieses Ausblicks, die Ausweglosigkeit des Skispringers. Dort oben gibt es keine Umkehr mehr. Der Sog des Fliegens zieht ihn hinunter. Sein Körper, verwachsen mit den Ski, seinen Flügeln, überlistet für einige Sekunden die Schwerkraft. Aber der Flugapparat funktioniert nicht in diesem Winter. Der Filmer Werner Herzog zeigte den fabelhaften Skiflieger Walter Steiner in seiner Ekstase und der Panik, am Boden zu zerschellen. Steiner, der «Vogelmensch», zog als Junge einen verletzten Raben auf und studierte dessen Flugverhalten. Später wurde der Mystiker aus Wildhaus Schanzenabwart im schwedischen Falun und kümmerte sich zuletzt um die Gotteshäuser. Schwieriger als fliegen ist, vom Fliegen loszukommen. Der Wunderknabe Matti Nykänen fand nie aus Alkohol und Drogen heraus, die ihm die absolute Trance in der Luft ersetzten; noch mit 44 wurde er Veteranenweltmeister. Noriaki Kasai ist 44 und immer noch als Samurai unterwegs in der Tournee. Diese Perspektive öffnet sich auch Ammann, der 2002 in Salt Lake City aus dem Nichts zweifacher Olympiasieger wurde, 2006 total versagte und 2010 überraschend seinen Doppeltriumph wiederholte. Er sagt, seine Neugier sei ungebrochen, er erforsche und entdecke sich immer wieder neu. Demnächst wird er zum zweiten Mal Vater. Die Parallele zu Roger Federer ist augenfällig. Beide sind 35, Publikumsliebblinge – und was kommt im Leben danach? Das Luftige ist das Element des ewigen Harry Potter Simon Ammann, der sich als Eulenspiegel tarnt und, so viel gibt er preis, dem Sportpsychologen sein Gleichgewicht verdankt. Simi macht nach der Privatlizenz den Berufspilotenschein, ist Verwaltungsrat der heimischen Luftseilbahnen im Toggenburg, mit einem Bruder eröffnete er ein Dachdeckergeschäft, und vielleicht findet er Boden und baut sich demnächst sein Haus.

Peter Hartmann

Larifari-Justiz

Von Alex Baur — Es braucht keine neuen Gesetze zum Schutz von Polizisten. Man müsste nur das geltende Recht anwenden. Doch zusehends wird der Justizapparat selbst zur Bedrohung.

In Syrien gibt er auf dem Schlachtfeld und am Verhandlungstisch das Tempo vor. In Europa umwirbt er zunehmend erfolgreich politische Parteien und die öffentliche Meinung.

Womit wir nun doch wieder bei den Protagonisten im Kreml und im Weissen Haus sind. Denn diese beiden Präsidenten treten kompromisslos für die Interessen ihrer Länder ein. Putin hat dies bewiesen, als er Russland mit harter Hand aus den schmachvollen Wirren der neunziger Jahre führte. Trump hat es zumindest angekündigt. Der Slogan «America First» lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Wohllollende Kontrollblicke

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist das Treffen des künftigen Präsidenten mit Henry Kissinger, dem Grossmeister geopolitischen Denkens. Wie sein Zögling Brzezinski vertritt auch er die These, dass ein Zusammenschluss Russlands mit Europa den USA gefährlich werden könnte. Daher dürfe Moskau kein Veto gegen eine Ausweitung des westlichen Verteidigungssystems zugestanden werden – etwa auf die Ukraine. Doch anders als die grobschlächtigen «Neocons» um Hillary Clinton lehnt es die Kissinger-Schule ab, Moskau vor den Kopf zu stossen. Vielmehr sollen Zusammenarbeit und Austausch Russlands mit Europa gefördert werden – unter den wohllollenden Kontrollblicken der Amerikaner.

Das ist nicht weit entfernt von den mehrmals vorgetragenen Äusserungen Trumps, dass es doch nicht schlecht sei, ein gutes Verhältnis zu Moskau zu haben. Zugleich aber ist diese Einstellung himmelweit entfernt von jenen in Europa und den USA kolportierten Schreckensszenarien, nach denen die beiden Alpha-Männchen Trump und Putin in einer Art Neuauflage des Hitler-Stalin-Paktes die Welt nach ihren Vorstellungen untereinander aufteilen würden.

Noch ist nicht abzusehen, wie gut sich die beiden Männer persönlich verstehen werden. Auch wenn sie nichts alleine entscheiden können, so ist die zwischenmenschliche Chemie doch wichtig. Dass sich Putin und Obama augenscheinlich nicht riechen konnten, hat das Verhältnis beider Staaten womöglich mehr belastet als die Bombardierung von Aleppo.

Sicher ist, dass Putin und Trump sehr gegensätzliche Charaktere sind, was man an ihren Hobbys erkennt. Putin spielt Schach und praktiziert die vom Judo inspirierte Kampfsportart Sambo: Er plant, er ist geduldig, er analysiert den Gegner und nützt dessen Schwächen. Trump mag Wrestling und spielt am liebsten Golf. Wrestling ist eine Show, bei der die Sieger von vornherein feststehen. Sambo ist ein Sport, bei dem der Spieler nicht gegen andere kämpft, sondern gegen sich selbst. In der Chemie können bei einer solchen Mischung leicht die Funken stieben. ○

Im letzten Dezember verurteilte das Zürcher Obergericht den Stricher Guolinang L. wegen «Gewalt und Drohung gegen Beamte» zu einer bedingten Geldstrafe. Im September 2013 hatten zwei zivile Polizisten den Chinesen bei der illegalen Prostitution ertappt und verhaftet. Die Uniformpolizei war bereits mit dem Kastenwagen vor Ort, als der Mann plötzlich mit Faustschlägen und Fusstritten einen Fluchtversuch unternahm. Eine Polizistin, die er dabei verletzte, erstattete Strafanzeige.

Ein klarer Fall, würde man meinen. Doch der Chineser behauptet, er habe die Polizisten nicht als solche erkannt und an einen Raubüberfall geglaubt. Obwohl sämtliche Aussagen und die Chronologie der Ereignisse dagegen sprachen, nahm Staatsanwältin Juliette Rüst ihm diese Ausrede ab und stellte das Verfahren ein. Im Normalfall wäre die Sache damit erledigt gewesen. Doch die verletzte Polizistin boxte das Verfahren aus prinzipiellen Überlegungen durch alle Instanzen. Nach über drei Jahren resultiert nun eine bedingte Busse, die allerdings noch angefochten werden kann.

Viel wurde in jüngerer Zeit über die grassierende Respektlosigkeit und Gewalt gegen Polizisten geklagt. Strengere Gesetze werden gefordert. Doch die Gesetze sind vorhanden. Das Problem liegt bei der Justiz. Die Verfahren sind zu kompliziert, sie dauern unendlich lange, und wenn es überhaupt je zu einem Schuldspruch kommt, sind die Strafen lächerlich.

«Urbane Protestkultur»

Die extrem gewalttätige linksautonome Szene, die mitunter alles angreift, was eine Uniform trägt – Sanitäter und Feuerwehrleute inklusive –, nützt das chronische Justizversagen gnadenlos aus. Unter dem Schutz des Mobs, geduldet von Stadtregierungen, welche die Saubannerzüge als Teil der «urbanen Protestkultur» verklären, wüten die zumeist jugendlichen Chaoten hemmungslos im rechtsfreien Raum. Und wenn es mal eine Busse absetzt, wird Mami sie bestimmt begleichen.

Doch damit nicht genug. Unsere Larifari-Justiz selber ist längst zur potenziellen Bedrohung für Polizisten geworden. So locker sie Randalierer gewähren lässt, so gnadenlos geht sie gegen beschuldigte Polizisten vor. Und selbst wenn nach jahrelangen juristischen Spiegelfechtereien ein Freispruch resultiert, nützt ihnen das oft nichts mehr.

Der Schlieremer Stadtpolizist Roger Bobillier wurde im Juni 2011 von einem psychisch angeschlagenen Randständigen schwerer Übergriffe beschuldigt. Schnell war klar, dass an den wirren Anschuldigungen so gut wie nichts stimmen konnte. Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigten, hatte das vermeintliche Opfer schon früher Polizisten mit falschen Vorwürfen eingedeckt. Trotzdem wurde Anklage erhoben. Es folgte eine kafkaeske Justizfarce, die fünf Jahre dauerte und Anfang 2016 vom Bundesgericht mit einem selten klaren Freispruch beendet wurde. Nur hatte Bobillier seine Stelle zu diesem Zeitpunkt längst verloren.

Bobillier ist kein Einzelfall. Seit über drei Jahren ermittelt die Staatsanwaltschaft verbissen gegen den Zürcher Sittenpolizisten Christian J. wegen Korruption, obwohl sich die meisten Anschuldigungen in Luft aufgelöst haben. Ein Ende des Monsterverfahrens ist nicht in Sicht, doch Christian J. ist längst ruiniert.

Diese Woche hat die Luzerner Staatsanwaltschaft gegen den Kapo-Kommandanten Adi Achermann und den Kripo-Chef Daniel Bussmann wegen fahrlässiger Tötung Anklage erhoben. Zum Verhängnis wurde den beiden, dass sie vor einem Jahr den Selbstmord einer schizophrenen Frau nicht verhindern konnten, die sich siebzehn Stunden lang mit einem Revolver verschanzt hatte. Sie dürfen keine diffizilen Einsätze mehr leiten, bis das Verfahren beendet ist. Und das kann noch Jahre dauern.



Angriffe gegen die Polizei.

Sauerstoffmangel

Von Michael Hug — Nächsten Sonntag fällt die Entscheidung, ob Bern rot oder grün regiert wird. Mit Blick auf das Machtgefüge in der Bundesstadt hat es dieser zweite Wahlgang in sich.

Der Grüne Alec von Graffenried hat die erste Runde Ende November überraschend vor der Favoritin Ursula Wyss von der SP gewonnen. Am nächsten Wochenende spricht hingegen einiges für Wyss, obwohl in der Zwischenzeit nichts passiert ist; entscheidend ist die Mobilisierung. Von Graffenrieds organisierte Basis ist schmal, eine eidgenössische Abstimmung, die die Leute an die Urnen treibt, findet nicht statt. Und Wyss hat mit der mächtigen Berner SP eine leistungsfähige Wahlmaschinerie im Rücken.

Die Sozialdemokraten haben Bern seit 24 Jahren fest im Griff. In der städtischen Verwaltung haben sich dank der parteipolitischen Monokultur langjährige Seilschaften installiert. In der Präsidialdirektion stehen heikle Personalentscheide bevor. Die Bildungsdirektion ist ein rot-grüner Burgfried. In der Sozialdirektion ist das ideologische Dickicht nach Skandalen etwas ausgelichtet. Aber bis es so weit war, erlebte der frühere Finanzinspektor Beat Büschi am eigenen Leib, wie sich Obstruktion in einem linken Biotop anfühlt. Büschi untersuchte gegen geballten Widerstand die Missstände in der Sozialhilfe. Sein Bericht, vor den Wahlen von 2008 fertiggestellt, landete im Giftschränk, bis die überforderte, damals zuständige SP-Gemeinderätin die Wiederwahl mit Ach und Krach geschafft hat.

Jede Partei weiss um die zentrale Rolle der Verwaltung bei der Sicherung ihrer Macht. Oft hat die Wählerschaft ein gutes Gespür, wann frische Besen nötig sind. Das dürfte auch der tiefere Grund für den Erfolg von Graffenrieds im ersten Wahlgang sein. Er war ebenso ein Votum gegen die von der SP systematisch als Thronfolgerin aufgebaute Ursula Wyss, die im Parteigefüge fest vertäut ist. Von Graffenried ist unabhängiger, weil seine Partei nie so nahe an den Futtertrögen der öffentlichen Hand war. Das ist für viele Kenner der Verhältnisse das stärkste Argument für den Herausforderer.

Von Graffenrieds Spektrum ist breiter. Er führte und professionalisierte mit Bern Tourismus eine bürgerlich geprägte Organisation. Den Schulterchluss mit dem Umland, den Bern so nötig brauchte, hat er im Tourismus vollzogen, während Ursula Wyss mit einem ambitionierten Tramprojekt an ebendiesem Umland scheiterte. Zudem arbeitete er in der Privatwirtschaft und als Regierungsstatthalter auch mit den Blaulichtorganisationen



FrISCHE Besen: Wyss (l.), von Graffenried.

zusammen, die in Bern beim Thema Reitschule nur eine Farbe sehen: Rot. Ursula Wyss und Franziska Teuscher sind in der städtischen Exekutive die eifrigsten Verteidigerinnen des «kulturellen Freiraums», der nach Einschätzung von Fachleuten dem schweizweit grössten Hort von Gewaltextremisten politisch protegierten Unterschlupf bietet.

Rot-Grün ist tief zerrüttet

Von einer parteipolitischen Wende ist Bern seit dem letzten November, als Rot-Grün auch noch den vierten von fünf Gemeinderatssitzen eroberte, scheinbar so weit entfernt wie noch nie. Aber der Eindruck täuscht. In Wahrheit ist das rot-grüne Bündnis unter der Verkrustung tief zerrüttet. Bei einer Wahl von Graffenrieds übersteht es die nächsten vier Jahre kaum. Bedauerlicherweise sieht es auf der Gegenseite noch schlechter aus: Rechts der Mitte gibt es nur die Zerrüttung und gar kein Bündnis.

Ob die festgefahrene stadtbernerische Politik mit einer bescheidenen Gabe frischen Sauerstoffs belebt wird, entscheidet sich deshalb an der Frage, wie viele Bernerinnen und Berner sich trotz allem die Mühe machen, bei dieser Entscheidung mitzureden.

Michael Hug war 2006 bis 2013 Chefredaktor der *Berner Zeitung*.

Gesucht: Araber

Von Peter Keller — Ob in Florenz, Paris oder Sevilla: Eine Touristengruppe wird vermisst.

Wenn morgens um Viertel nach acht die Kassen der Uffizien öffnen, der weltberühmten Kunstsammlung im Herzen von Florenz, dann stehen die Leute bereits Schlange. Vorne unterhält sich ein junges Pärchen auf Portugiesisch, weiter hinten ist eine Gruppe Asiaten in ihre Smartphones vertieft. Nebenan schnaubt eine ältere Frau verärgert, sie eilt nach vorne zum Eingang, kehrt kopfschüttelnd zurück. Die Besucherin ist aus Buenos Aires und meint lachend, dass Argentinier halt ungeduldig seien. Aber sie bleibe nur zwei Tage hier und verstehe nicht, weshalb sich die Schlange überhaupt nicht bewege. Dann beklagt sie seufzend die wirtschaftliche Situation in ihrer Heimat und wie teuer eine solche Reise sei, aber sie freue sich auf die Ausstellung und dann auf Rom, den Vatikan, die Peterskirche.

Audioguides auf Japanisch

Die Gänge und Säle sind gut gefüllt, und man merkt, weshalb das Personal die Touristen nur dosiert ins Museum lässt. Vor den berühmtesten Bildern, wie Leonardo da Vincis «Verkündigung», sammeln sich geführte Gruppen, Stöpsel in den Ohren, und lauschen den Erklärungen. Man hört slawische und asiatische Sprachen, Italienisch, Spanisch, Englisch, Deutsch. Alle bestaunen und knipsen das Gemälde, auf dem der Erzengel Gabriel der stauenden Maria die Geburt ihres Sohnes Jesus Christus verkündet. Die Haut der beiden Gemalten schimmert wie zartes Porzellan. Wer mag, kann für sechs Euro einen Audioguide mieten, auch auf Japanisch.

Ob die Uffizien in Florenz oder die Sixtinische Kapelle in Rom, die René-Magritte-Ausstellung im Centre Pompidou, der Alcázar-Palast in Sevilla oder die Prager Burg: Man hört ein buntes Gemisch von Sprachen aus aller Welt – wirklich aus aller Welt? Die Vertreter eines grossen Kulturraums fehlen fast gänzlich in den Museen und Kirchen, in den Schlössern und Palästen Europas: Araber. Keine Führungen, keine Audioguides auf Arabisch, keine Kopftücher, keine Besucher, die die Kölner Polizei als «Nafri» identifizieren würde.

Woher kommt diese Nicht-Neugierde? Eine Uno-Studie ergab, dass pro Jahr rund 330 Bücher ins Arabische übersetzt werden, nur ein Fünftel dessen, was im gleichen Zeitraum ins Griechische übertragen wird. Griechenland hat elf Millionen Einwohner, während über vierhundert Millionen Menschen Arabisch sprechen. Selbstgenügsamkeit genügt nicht. Peter Keller

Personenkontrolle

Schneider-Ammann, Trump, Burkhalter, Reagan, Aklin, Obama, Stauber, Hürlimann, Spiess-Hegglin, Fischlin, de Weck, Rickli, Gabriel, Oliver, Widmer-Schlumpf

Aus politischer Sicht war eine der grösseren Nachrichten kurz vor Weihnachten: Telefonat zwischen Bundespräsident **Johann Schneider-Ammann** (FDP) und dem gewählten US-Präsidenten **Donald Trump**! Die *Schweiz am Sonntag* hat nun aufgeschlüsselt, wie das Gespräch zustande kam: Die ehemalige US-Botschafterin in der Schweiz, **Faith Whittlesey**, hat auf Initiative des Zürcher Wirtschaftsanzwerts **Thierry Cagianut** den Kontakt zu Schneider-Ammann hergestellt. Etwas peinlich für das Aussendepartement unter **Didier Burkhalter** (FDP): Die offizielle Schweizer Diplomatie in Washington war nach der Trump-Wahl eher orientierungslos. Behauptungen des EDA, man sei seit Monaten in Kontakt mit den aussenpolitischen Beratern des damaligen republikanischen Kandidaten, sind nicht besonders plausibel. Jedenfalls blieb es derselben Diplomatin, die **Ronald Reagan** vor Jahrzehnten in die Schweiz entsandt hatte, vorbehalten, die bei der Trump-Wahl eingefallene Brücke zwischen Bern und Washington wiederaufzubauen. (fsc)

Letzte Woche wurden in Zug einem 52-jährigen Mann bei einem Raubüberfall die Mundwinkel aufgeschnitten. Die Zuger Polizei suchte anschliessend per Zeugenaufwurf nach den Gewalttätern – verschwieg dabei aber einen für die Fahndung wichtigen Aspekt: Gemäss dem Verletzten waren seine Peiniger Schwarze. Am Montag vermeldete die Polizei dann, einer der Täter sei gefasst: «Es handelt sich um einen achtzehnjährigen Schweizer.» Erst auf Nachfrage der *Zuger Zeitung* rückte Sprecherin **Judith Aklin** mit der ganzen Wahrheit heraus: «Der Täter ist Schweizer, hier aufgewachsen, spricht Schweizerdeutsch und hat eine dunkle Hautfarbe.» Gegenüber der *Weltwoche* macht Aklin geltend, es habe anfänglich «widersprüchliche Angaben zum Aussehen der Täter» gegeben. «Die frühzeitige Bekanntgabe der Hautfarbe hätte das Fahndungsraster eingeschränkt und möglicherweise zu Unrecht eine politische Debatte losgetreten», so die Polizeisprecherin. Das zeige sich daran, dass der Mittäter hellhäutig sei. (are)

Der Gewerbeverband von **Hans-Ulrich Bigler** (FDP) hat in seiner Hauszeitung einen bösen Comic zur Unternehmenssteuerreform III



Telefonat in die Schweiz: Donald Trump.



«SRG im Gegenwind»: Franz Fischlin.



Auf Nachfrage: Sprecherin Aklin.



Erfolg: Sigmar Gabriel.

publiziert. Darin werden die SP-Nationalräte **Roger Nordmann** und **Christian Levrat** als Diebe gezeichnet, die das Erfolgsmodell Schweiz sabotieren. Parteikollegin **Min Li Marti**, offenbar schwankend zwischen Faszination und Abscheu vor dem literarischen Werk, zitierte auf Twitter Donald Trumps Empfehlung in Sachen **Hillary Clinton**: «Lock them up!» (fsc)

Es ist selten, dass die «Tagesschau» von SRF eine Person des öffentlichen Lebens fast drei Minuten lang in den Himmel lobt. Diese Ehre wurde letztes Wochenende **Michelle Obama** zuteil. Die scheidende First Lady habe «viele und viele bewegt», rühmte Moderatorin **Katja Stauber**. In einer vom Pop-Hit «Happy» untermalten Filmcollage wurden dann Stationen des Wirkens der US-Präsidentengattin in Erinnerung gerufen, wobei man sie vorwiegend tanzend, winkend und Ringe balancierend sah. «Nicht zuletzt für gesunde Ernährung legte sie sich ins Zeug», bekam das Publikum unter anderem gesagt. «Bye-bye, Michelle», hiess es zum Schluss. Ob der Leutschenbach der Nachfolgerin im Weissen Haus, **Melania**



Lobeshymne: Michelle Obama.

Trump, wohl ebenfalls so viel Sendezeit zu kommen lässt, wenn sie dereinst abtritt? (are)

Frohe Kunde aus Zug, gut zwei Jahre nach der berüchtigten Landammannfeier Ende Dezember 2014: Ein Beteiligter, der ehemalige Parteichef der kantonalen SVP, **Markus Hürlimann**, ist zweifacher Vater geworden! Wie aufmerksame Spaziergänger berichten, wurde das Ehepaar Hürlimann jüngst mit einem Zwilling-Kinderwagen gesehen. Hürlimann war infolge von nicht erhärteten Vergewaltigungsvorwürfen seitens der Kantonsrätin **Jolanda Spiess-Hegglin** national in die Schlagzeilen geraten. (fsc)

Die SRG bespiegelt sich einmal mehr selbst. Die Sendung «Medienclub», moderiert von **Franz Fischlin**, widmete sich am Dienstag dem Thema: «SRG im Gegenwind». Wer nun erwartet hätte, dass die Verursacher des schärfsten Gegenwinds, nämlich die Initianten der Initiative «No Billag», in der Sendung zu Wort kommen würden, wurde eines Besseren belehrt. Das Wortgefecht beschränkte sich auf Personen, die in unterschiedlichem Ausmass die staatlichen

Zwangsgebühren im Medienbereich befürworten: die beiden Gebührenempfänger **Roger de Weck** (SRG) und **Peter Wanner** (AZ-Medien) sowie der SRG-freundliche Medienforscher **Mark Eisenegger** (Uni Zürich). Den verhalten-kritischen Part übernahm **Natalie Rickli** von der Aktion Medienfreiheit, die noch nicht über eine Unterstützung der No-Billag-Initiative entschieden hat. Laut Initiant **Olivier Kessler** war die SRG bereit, eine kurze Stellungnahme seinerseits einzublenden, doch die Initianten hätten darauf bestanden, «auf Augenhöhe» mitzudiskutieren. Oder gar nicht. (fsc)

Versucht SPD-Chef **Sigmar Gabriel** den Wählerschwund seiner Partei persönlich nachzubilden? Zuschauer des Politmagazins «Berlin direkt» mussten diesen Eindruck gewinnen, als sie einen deutlich geschrumpften Vizekanzler im Interview erlebten. Des Rätsels Lösung: Gabriel, der unter Übergewicht und Diabetes leidet, hatte sich vor Weihnachten operativ den Magen verkleinern lassen – mit bereits sichtbarem Erfolg. Das Kalkül: Ein schlanker Kanzlerkandidat Gabriel soll die darbenenden Sozialdemokraten wieder aufpäppeln. (ky)

Der britische Fernsehkoch **Jamie Oliver** wird immer politischer. Nachdem er sich seit Jahren intensiv für prohibitiv hohe Steuern auf Fett und Zucker eingesetzt hat, geht es diesmal um den Brexit: Offenbar hat sich der Starkoch betriebswirtschaftlich mit seiner Kette italienischer Restaurants auf der britischen Insel überhoben. Der Entscheid der Briten, aus der Europäischen Union auszutreten, habe zu Unwägbarkeiten geführt, die er nicht länger tragen könne, liess Oliver mitteilen. Er will sechs seiner Restaurants schliessen. Diese Begründung schmeckt nun allerdings etwas fade: Gleichzeitig vermeldete die *Londoner Times*, dass sich die britische Wirtschaft seit der Brexit-Abstimmung besser entwickelt habe als jene in allen anderen Industrieländern. (fsc)

Was macht eigentliche **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP)? Auf nationaler Ebene lässt sich die einstige Sparministerin kaum mehr blicken. In ihrem Heimatkanton aber ist sie zurzeit als heimliche Kulturministerin unterwegs. Vor Wochenfrist nahm sie im Bündner Grossratssaal an einem PR-Anlass der Kulturlobby Graubünden teil. Diese Interessengruppe möchte, dass der örtlichen Kulturszene mehr Geld zufließt. Eveline Widmer-Schlumpf bekannte gegenüber der Zeitung *Südschweiz*, dass sie eine entsprechende Petition besagter Kulturlobby unterzeichnet habe. Gleichzeitig outete sie sich als Lokalpatriotin: Die Bündner Kulturszene sei «so vielfältig und bunt wie in keinem anderem Kanton». Widmer-Schlumpf ist übrigens auch selber Lobbyistin. Sie sitzt im Patronatskomitee der Kammerphilharmonie Graubünden. (rz)

Nachrufe



Aristokratische Züge: Schauspieler Wildbolz.

Klaus Wildbolz (1937–2017) — Man hätte ihn und sein Rollenprofil zwischen dem «Herrenreiter» Willy Birgel und dem Herzensbrecher O.W. Fischer einordnen können – wenn er denn im deutschen Film auch wirklich besetzt worden wäre. Doch der hatte nur tristen Quatsch wie «Die tollen Tanten schlagen zu» (1971) für den grossgewachsenen, mit aristokratischen Zügen ausgestatteten Klaus Wildbolz. Und das reichte schon, um bei ihm einen Mimen zu vermuten, der halt nur seichte Figuren verkörpern könnte.

Da irrte, wie so oft, der deutsche Film. Wildbolz, in Wien mit Schweizer Wurzeln geboren, durchlief die klassische Schauspieler-Ausbildung, reüssierte am Theater in der Josefstadt, spielte an der Seite von Maximilian Schell im «Jedermann» und wurde dann doch, auch beim Fernsehen, auf die Melange aus Grandseigneur und Graf Bobby festgelegt.

In fast allen einschlägigen Krimireihen, vom «Kommissar» über «Derrick» bis zum «Tatort», spielte er mehrheitlich den nie ganz koscheren Bonvivant, der mit seiner Charme-Brause schnell zum Verdächtigen der Ermittler wurde. Am bekanntesten wurde er als Moderator mit dem ARD-Quiz «Schnickschnack» und natürlich auch mit Serien wie «Schwarzwaldklinik» und «Traumschiff». Weil er kaum je wirklich gefordert wurde, erstarrte er immer mehr zum *père noble*. Eine letzte Rolle, die durchaus ahnen liess, dass er zu mehr fähig gewesen wäre, hatte er in Peter Luisis «Schweizer Helden» (2014). *Wolfram Knorr*



«Ruck durch Deutschland»: Politiker Herzog.

Roman Herzog (1934–2017) — Er war einer der letzten Bundespräsidenten, mit denen sich die meisten Deutschen noch identifizieren konnten. Vielleicht deshalb, weil er einer der letzten Präsidenten war, die nicht von Angela Merkel ausgesucht wurden – so wie der verwirrte Horst Köhler, Skandalman Christian Wulff, Gesellschaftsspalter Joachim Gauck und nun der blasse Apparatschik Frank-Walter Steinmeier.

Roman Herzog war von Helmut Kohl ausgewählt worden. Er kannte ihn, seit er den studierten Juristen 1973 in sein Kabinett in Rheinland-Pfalz berufen hatte. Als er ihn 1993 als Bundespräsidenten vorschlug, da geschah dies ohne Seil und doppelten Boden: Kohl verzichtete auf Absprachen mit anderen Parteien, um seinem Parteifreund eine Mehrheit zu sichern. Mit seiner Liberalität, die er schon als Richter am Bundesverfassungsgericht gezeigt hatte, gewann Herzog auch Grüne und Sozialdemokraten für sich: 1994 wurde er als siebter Präsident für eine einmalige fünfjährige Amtszeit gewählt. Die Nähe zu Kohl hinderte Herzog freilich nicht, dem ewigen Kanzler den Abschied vom Amt nahezulegen.

In seiner bekanntesten Rede forderte er, dass «ein Ruck durch Deutschland gehen» müsse, um die bleierne Stagnation der Ära Kohl zu durchbrechen. In seinen letzten Lebensjahren entwickelte sich Herzog immer mehr zum Kritiker der EU, die rasend schnell zu einem Staat mutiere: «Das war nie so vereinbart und ist auch nicht demokratisch legitimiert», meinte er. Heute wäre er damit in der AfD. *Wolfgang Koydl*



Nur noch gutausgebildete, «voll fahrfähige Menschen»: Verkehrskontrolle.

Schweiz

Feindbild Autofahrer

Von Christoph Mörgeli — Das neue Strassenverkehrsgesetz («Via sicura») macht fast jeden zum Verkehrssünder. Ein totalitäres Nulltoleranz-Regime kriminalisiert die Autofahrer. Höchste Zeit, das Steuer herumzureissen.

Auch diese Glanzidee, deren Auswirkungen nun immer absurder werden, kam aus Brüssel: Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts wollte die EU die Zahl der Unfalltoten im Strassenverkehr halbieren. Das Ziel wurde bei weitem nicht erreicht und darum – wie üblich – zeitlich einfach nach hinten geschoben. Schweden verfolgt seit 1997 die «Vision Zero» auf der Grundlage des weltfremden Dogmas, laut dem der Strassenverkehr sich so sicher organisieren lasse, dass schwere Verletzungen und Todesopfer sich völlig vermeiden liessen. Dahinter steht der Fehlschluss, man könne den Verkehr technisch so perfektionieren, dass der Faktor Mensch keine Rolle mehr spielt.

«Via sicura» als Ersatzreligion

In der Schweiz begeisterte sich vorab der damalige SP-Bundesrat Moritz Leuenberger für die «Vision Null». Als Verkehrspolitiker interessierte er sich allerdings keinen Deut für Errungenschaften der Technik oder für die eindrucksvollen Fortschritte der Automobilindustrie – gerade auch im Sicherheitsbereich. Er überliess die Knochenarbeit seinem tüchtigen Generalsekretär und fiel durch launige Reden und launenhafte Ausbrüche auf. «Vision Zero», diese skandinavische Ersatzreligion zur Erschaffung eines besseren Menschen, erfüllte den Sozialdemokraten aber mit heiligem Furor.

Schon 2002 machte Leuenbergers Uvek die Utopie zum Dogma, nach dem in absehbarer Zeit keine Verkehrstoten mehr zu beklagen seien. Damit war der moralistische Hochsitz erklimmen. Wer findet schon im Ernst, dass mehr Tote auf den Strassen eine gute Sache seien? Elf Jahre lang bastelte das Departement Leuenberger am Konzept einer «Via sicura». Interessanterweise kam niemand auf die Idee, die «Vision Zero» auf andere Politikbereiche anzuwenden. Etwa auf die Staatsverschuldung, den Sozialmissbrauch oder das Asylwesen, ja nicht einmal – um bei der Verkehrspolitik zu bleiben – auf den Dauerstau in den Agglomerationen.



Heiliger Furor: alt Bundesrat Leuenberger.

2004 forderte das zuständige Bundesamt für Strassen (Astra) 56 teilweise absurde Massnahmen; nach heftigen Protesten blieben immerhin 23 davon übrig. 2005 erfolgte eine Revision des Strassenverkehrsgesetzes mit dreijähriger Probezeit nach Erwerb des Führerausweises und obligatorischen Weiterbildungskursen. Noch vor Einführung des Massnahmenpakets der «Via sicura» senkte das Parlament die Promillegrenze von 0,8 auf 0,5. Dass dies das Ende zahlreicher etwas abseits gelegener Speisewirtschaften nebst Vernichtung mancher Arbeitsplätze bedeutete, kümmerte weder die festbesoldeten Parlamentarier noch die festbesoldeten Verkehrsbeamten.

Die Einführung von Lasermessgeräten anstelle von Infrarot verband das Departement

Niemand kam auf die Idee, die «Vision Zero» auf andere Politikbereiche anzuwenden.

durch eine einfache Verordnung mit der Senkung der Toleranzgrenze bei Geschwindigkeitsüberschreitung von 5 auf 3 Kilometer pro Stunde. Mit Sicherheit hatte diese Massnahme rein nichts zu tun, sehr wohl aber mit einer Wohltat für die ständig klammen Staatskassen: Mittlerweile knöpfen die Kantone den



sen» – ein krasser Verstoß gegen die Eigentums-garantie in Artikel 26 der übergeordneten Bundesverfassung. Entgeltliche oder öffentliche Radar- oder Polizeikontrollwarnungen wurden verboten. Dem Bundesrat wurde Anfang 2013 die Kompetenz übertragen, gegenüber dem Ausland Auskünfte über die Fahrzeuglenker und die «Vollstreckung von Geldstrafen oder Bussen in eigener Kompetenz» zu erteilen.

Absurde Strafmassnahmen

Ab dem vollendeten 70. Altersjahr müssen sich Senioren mindestens alle zwei Jahre vertrauensärztlich untersuchen lassen. Besonders drastisch aber ist, dass die Ärzte vom Berufsgeheimnis entbunden wurden, um ihre Patienten wegen körperlicher oder psychischer Krankheit, wegen eines Gebrechens oder einer Sucht an die kantonale Strassenbehörde zu melden. Kaum einem Patienten dürfte diese stasi-ähnliche Gesetzesbestimmung bekannt sein, die das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient vollkommen untergraben muss.

Ein Jahr später wurde ein Alkoholverbot für Berufsschauffeure, Neulenkende, Fahrschüler, Fahrlehrer und Begleitende auf Lernfahrten er-

Autofahrern jährlich 650 Millionen Franken Bussgelder ab.

Die «Via sicura» wurde im Sommer 2012 vom Parlament leicht abgemildert und unter der Ägide von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard verabschiedet. Der damals erlassene Strauss an Vorschriften zwecks Unfallprävention wurde nur gerade von der geschlossenen SVP bekämpft. Als hehres Ziel gab man vor, dass nur noch gutausgebildete, «voll fahrfähige Menschen» in sicheren Fahrzeugen auf sicheren Strassen verkehren dürften. Das Programm will ganz im Slang der Achtundsechziger das «gesellschaftliche Problembewusstsein» schärfen, das Verhalten der Verkehrsteilnehmer beeinflussen sowie die Sicherheit der Fahrzeuge und der Strasseninfrastrukturen stärken. Zahlreiche dieser seit 1. Januar 2013 stufenweise eingeführten Massnahmen machten Gesetzesanpassungen nötig. Die Automobilverbände – von den Automobilisten für die Vertretung ihrer Interessen bezahlt – mäkelten nur gedämpft über die Zweckentfremdung von Strassengeldern.

Neu eingeführt wurde damals die obligatorische Anordnung einer Fahreignungsuntersuchung bei bestimmten Tatbeständen wie Konsum von Betäubungsmitteln «mit hohem Suchtpotenzial». Strikte «Raser»-Definitionen ab einer bestimmten Überschreitung der verschiedenen Tempolimiten verlangen einen Führerausweisentzug von mindestens zwei Jahren, im Wiederholungsfall für immer, mindestens aber für zehn Jahre. Angedroht wird den «Rasern» eine Freiheitsstrafe von einem bis zu vier Jahren, wobei als «Raser» auch jene gelten, die «elementare Verkehrsregeln» verletzen.

Bei «qualifiziert grober Verkehrsregelverletzung» kann das Gericht das betreffende Motorfahrzeug «einziehen und verwerten las-



Erziehungsprogramm: Bundesrätin Leuthard.

lassen. Das Lichtobligatorium für Fahrten auch am Tag kam den pädagogischen Neigungen des Durchschnittsschweizers entgegen: Hatte er früher eifrig die Lichttupe betätigt, wenn man tagsüber mit Licht fuhr, tut er es heute im gegenteiligen Fall. Die Halter eines Fahrzeugs wurden verpflichtet, Ordnungsbussen zu bezahlen, auch wenn der «Täter» nicht bekannt ist. Ein halbes Jahr danach kam ab 1,6 Promille die obligatorische Fahreignungsuntersuchung bei Fahrern hinzu. Seit dem 1. Januar 2015 dürfen die Versicherungen Rückgriff auf Raser, Alkoholisierete oder «Fahrunfähige» nehmen.

Der Bundesrat setzt seit diesem Datum auch gesamtschweizerisch einheitliche «Qualitätssicherungsmaßnahmen» bei der Fahreignungsabklärung und eine «Anpassung der medizinischen Mindestanforderungen» durch. Bedingt fahrtauglich erklärte Senioren erhielten beispielsweise ein Nachtfahr- oder Autobahnverbot. Im Sommer 2015 trat die revidierte Ver-

kehrszulassungsverordnung in Kraft, welche die Fahreignungsprüfung landesweit einheitlich regelt. Letzten Herbst wurde auch die Atemalkoholprobe von 0,8 Promille und mehr als gerichtlich verwertbar bestimmt und ersetzt die bisher übliche Blutprobe. Für die nähere Zukunft sind Nachschulungskurse bei Führerausweisentzug geplant, ferner eine Alkohol-Wegfahrsperr sowie der obligatorische Einsatz von Datenaufzeichnungsgeräten. Wir werden es noch erleben, dass sämtliche Fahrzeuge mit einer Blackbox ausgerüstet sind, so dass die Geschwindigkeitsüberschreitungen automatisch aufgezeichnet werden und die Bussen umgehend ins Haus flattern. Anno 2015 wurde über 80 000 Mitbürgern – also etwa der gesamten Stadt Luzern – der Fahrausweis entzogen.

Die absurden Beispiele der Auswirkungen von «Via sicura» sind zahlreich. Ein langjähriger Polizeifahrinstructor mit 1,75 Millionen belegbaren unfallfreien Kilometern Fahrleistung überholte einen sichtbehindernden Personenwagen mit Anhänger auf gerader Strecke bei schönem Wetter ohne Gegenverkehr und Fussgängerstreifen. Die Kantonspolizei Basel-Stadt mass eine Überschreitung von 28 Kilometern pro Stunde. Im Kanton Zürich erfolgte dann ein Führerausweisentzug trotz «kann»-Formulierung; der «Täter» erlitt einen praktisch vollständigen Ausfall seiner beruflichen Einnahmen. Dabei wäre daran zu erinnern, dass die Tempolimite von 80 ausserorts 1985 nicht wegen der Verkehrssicherheit, sondern einzig als Sofortmassnahme gegen das irrealer «Waldsterben» eingeführt worden war.

Ein 69-jähriger ETH-Ingenieur, bis vor kurzem Inhaber des Fliegerbrevets, wurde polizeilich wegen angeblich «unsicheren Fahrens» ohne jede Verkehrsregelverletzung angehalten. Der Polizist kündigte einen Bericht über die Fahreignung ans Amt für Administrativmassnahmen an. Der «Täter» musste zum verkehrsmedizinischen Fahreignungstest beim Zürcher Institut für Rechtsmedizin antreten und wurde dort mit Fragen zu Name, Vorname, Datum und Uhrzeit befragt, als sei er Herr Alzheimer persönlich. Es folgten Figurenzeichnen, Trail Making Test A und B, eine ärztlich begleitete Kontrollfahrt und schliesslich die Verfügung, er habe sich fortan jährlich zu dieser Kontrolle einzufinden. Das Opfer wehrte sich bis vor Bundesgericht und erlebte einen nicht nachvollziehbaren Gebührendschungel und Gesamtkosten im fünfstelligen Bereich.

Gute Zeiten für Verkehrsmediziner

Eine Seniorin im Toggenburg wurde beim Besuch ihres Hausarztes von diesem beobachtet, wie sie nicht ganz sicher einparkte. Der Doktor meldete diese Patientin noch gleichentags als fahruntauglich ans Strassenverkehrsamt in St. Gallen, welches ihr umgehend den Fahrausweis entzog. Ein jüngerer Handelsvertreter fuhr unlängst nach einer Feier noch zu seiner

drei Kilometer entfernten Freundin und wurde von der Polizei mit deutlich zu hohem Alkoholpegel erwischt. Er muss im Jahr seines Ausweisentzugs vollkommen alkoholfrei leben und dies mittels Einsenden von Haarproben beweisen. Obwohl er also nicht ans Steuer kann, durfte er diesen Silvester nicht einmal mit einem einzigen Glas Champagner anstossen.

«Via sicura» setzt sich erbarmungslos über das verfassungsmässige Diskriminierungsverbot hinweg. Verlierer sind Neulenkende, Senioren oder Berufsschauffeure, alles mittlerweile schlicht Personen minderen Rechts. Die grossen Gewinner sind demgegenüber die Verkehrsmediziner und Verkehrspsychologen, deren Bedeutung, Anzahl und Verdienst rasant zunimmt. Ab 2018 sind nur noch Ärzte mit zweijähriger Zusatzausbildung zur Fahreignungsbegutachtung zugelassen. Voraussetzung ist die Absolvierung eines theoretischen Weiterbildungscurriculums und eine mindestens zweijährige Tätigkeit in einer verkehrsmedizinischen Weiterbildungsstätte mit einem Arbeitspensum von wenigstens 50 Prozent. Ein in die Praxis eingespannter Arzt hat für diese Zusatzausbildung keine Chance. Dafür hat sich das Fach Verkehrsmedizin mittlerweile als beliebtes weibliches Berufsfeld entwickelt, da es Teilzeitpensum, eine staatliche Anstellung und den pünktlichen Ladenschluss garantiert.

Mehr Unfälle seit «Via sicura»

Das Bundesamt für Strassen bewirbt die Sicherheit der Strasse auf seiner Homepage, allerdings mit wenig Sicherheit in der Rechtschreibung («Parlement»). Für eine Bilanz sei es noch zu früh, wehren die Beamten ab. Kein Wunder: Während die Zahl der Unfälle seit 2003 Jahr für Jahr abgenommen hat, stieg sie 2013 wieder nach oben – dummerweise genau im Jahr der Einführung von «Via sicura». Die Verkehrskommission des Ständerates ruft darum nach einer Gesamtevaluation. Beim Touring Club Schweiz wächst der Druck der Basis, etwas zu unternehmen. Nationalrat und Anwalt Fabio Regazzi (CVP) übt scharfe Kritik am automatischen Mindestmass für «Raser». Sein jurassischer Parteikollege Jean-Paul Gschwind verlangt per Motion die «Wiederherstellung der Verhältnismässigkeit der strafrechtlichen und administrativen Sanktionen». In der Romandie startete unlängst ein neugegründeter Verein eine Volksinitiative «gegen die Missbräuche von «Via sicura»».

2015 sind insgesamt 427'168 motorisierte Strassenfahrzeuge neu in Verkehr gesetzt worden. Damit nähert sich der Schweizer Fahrzeugbestand der 6-Millionen-Grenze. Der Dichtestress im hiesigen Privatverkehr ist enorm – und führt zu entsprechenden Unfällen. Bald die einzige Massnahme, die den Bürokraten unserer Verkehrssicherheit noch nicht eingefallen ist, wäre wohl nicht die wirkungsloseste: die Beschränkung der Massenzuwanderung. ○

Ausweisentzug

Mit Vollgas auf die Couch

Von Florian Schwab — An der Seele des Autofahrers machen sich Ärzte, Psychologen und Kursleiter zu schaffen. In die Fänge der Verkehrspsychologen geraten zunehmend ganz normale Leute.



Wer sich nicht unterwürfig gibt, hat verloren.

Gemeinsam mit der «Via sicura» ist ein ganzes Arsenal an Selbsthilfegruppen, Erziehungsunterrichtseinheiten und peinlichen verkehrspsychologischen Befragungen aufgezogen worden – als Hilfestellung, wann immer sich der leiseste Zweifel am Charakter eines Führerscheininhabers regen sollte. Was zunehmend absurde Fälle produziert.

Für einen Ausweisentzug unter der Auflage, sich zur «verkehrsmedizinischen Untersuchung» oder «Fahreignungsbegutachtung»

Für einen Ausweisentzug muss man nicht einmal ein Verkehrsdelikt begangen haben.

anzumelden, muss man nicht einmal ein Verkehrsdelikt begangen haben. Es genügt, der Polizei in einem anderen Zusammenhang negativ aufgefallen zu sein. Der Polizist macht eine Meldung an das Strassenverkehrsamt, und schon ist der Führerschein weg. Es sind Fälle bekannt, in denen die Polizei wegen eines Verdachts auf häusliche Gewalt unter Alkoholeinfluss aufkreuzte und den Beteiligten kurz darauf der Führerschein aberkannt wurde. In einem anderen Fall war die Beteiligung an einer Schlägerei massgeblich.

Die Strassenverkehrsbehörden betonen gerne, ein solcher «vorsorglicher» Entzug diene dem Schutz der übrigen Verkehrsteilnehmer

und stelle «keine Strafmassnahme» dar. Für die Betroffenen (11 000 Personen im Jahr 2015 gegenüber 6200 fünf Jahre zuvor) ein schwacher Trost. Sie können nur durch das Votum eines Verkehrspsychologen den Führerschein wiedererlangen.

«So! Sie legen wir jetzt trocken!»

Der Ausgang einer dazu anberaumten «Fahreignungsbegutachtung», die routinemässig auch nach dem Führerscheinentzug infolge Fahrens in angetrunkenem Zustand verordnet wird, hängt auch von den Launen des Prüfers oder der Prüferin ab. Ein Student aus gutem Hause geriet hier an den Falschen. Der Psychodoktor entblätterte seine eigene Seele vor dem jungen Verkehrssünder: «Als Student hatte ich kein Auto!» – und diagnostizierte prompt Fahruntüchtigkeit. (Im zweiten Anlauf ging dann alles reibungslos.)

Ein anderer Betroffener: ein vierzigjähriger Mann, der sich selber als «Genussmensch alter Schule» bezeichnet und ein Leben lang unfallfrei gefahren war. Er traf auf einen Verkehrspsychologen, der sich brüstete, selber keinen Tropfen Alkohol zu trinken. Das Gespräch beendete der «Abstinenz-Taliban» mit der Bemerkung: «So! Sie legen wir jetzt trocken!» Wer sich vor der staatlichen Autorität nicht unterwürfig gibt und sich also nicht zum Abstinenzler bekehren lässt, hat verloren.

Kostenpunkt einer solchen Untersuchung: jeweils gut 1000 Franken, die selber zu bezahlen sind. Je nach Gepflogenheiten des jeweiligen Strassenverkehrsamts wird der Betroffene zusätzlich in einen «Kurs für verkehrsauffällige Fahrzeuglenkende» der Beratungsstelle für Unfallverhütung eingewiesen (weitere 1050 Franken).

Von nicht minder teuren, aber wenigstens amüsanten Erfahrungen berichten die Teilnehmer «anerkannter Verkehrs-Nachschulungen». Wer mit einem befristeten Führerscheinentzug belegt worden ist, kann dessen Dauer reduzieren, indem er an einer Art Gruppentherapie teilnimmt. An sechs Abenden trifft er sich unter fachkundiger Anleitung mit anderen Delinquenten. «Die Kursleiterin erinnerte mich an meine Handarbeitslehrerin», erinnert sich ein Teilnehmer. Sie habe einem Mann mit Alkoholproblemen ebenso ernst wie wohlmeinend empfohlen, es anstatt mit der Schnapsflasche doch einmal mit Mineralwasser zu versuchen! Auch dieser gute Rat war teuer: Über 1000 Franken kostete der betreffende Kurs. ○

Stur nach Schema X

Von Alex Baur — Das in der Verfassung verankerte Prinzip der Verhältnismässigkeit gilt für alle ausser für Autofahrer. Die Regeln sind drakonisch, wie ein Fall aus dem Kanton St. Gallen zeigt.



Vorsicht, vereiste Scheiben.

Das Überholmanöver war definitiv keine gute Idee, das weiss Manuel M. selber. Er gefährdete zwar niemanden direkt, als er im letzten Juni auf einer übersichtlichen Strecke ausserorts seinen Volvo kurzzeitig auf 109 Stundenkilometer beschleunigte, um einen «Schleicher» hinter sich zu lassen. Langsames Überholen wäre gefährlicher gewesen. Aber, das lässt sich nicht leugnen, er fuhr 29 Stundenkilometer zu schnell. Zu Recht brummte ihm die Staatsanwaltschaft St. Gallen am 3. November 2016 wegen «einfacher Verkehrsregelverletzung» (Art. 90 Abs. 1 SVG) eine Busse von 600 Franken auf.

Die dicke Ladung folgte zehn Tage später: Das Strassenverkehrsamt des Kantons St. Gallen verfügte einen sofortigen Ausweisentzug für «mindestens zwei Jahre». Über Nacht stand der 33-jährige freischaffende Handelsreisende und Küchenbauer ohne Führerschein da. Das war eine existenzbedrohende Katastrophe für den jungen Familienvater mit zwei Kleinkindern. Ohne Ausweis kann er nicht arbeiten. Zwar konnte er den Entzug anfechten, doch ein Rekurs hat in einem solchen Fall keine aufschiebende Wirkung.

So schnell die Ämter heute einen Führerschein einziehen, dagegen zu prozessieren, dauert in der Regel Jahre («Horrortrip in die Verkehrspsychiatrie», *Weltwoche* Nr. 36/16). Das kostet zudem eine Stange Geld, die Manuel M. nicht hat, und die Erfolgsaussichten sind gering. Sein Anwalt hatte beim Amt vorsondiert und eine klare Antwort erhalten: keine Chance. Denn Manuel M. war der Ausweis schon früher einmal entzogen worden. Und im Strassenverkehr gilt das amerikanische Wildwest-Prinzip: «Three strikes and you're out» – keine Gnade für Wiederholungstäter, egal, was sie angerich-

tet haben. Geurteilt wird nach Schema X, mildernde Umstände und Härtefälle gibt es keine.

Im Schritttempo

Tatsächlich ist der automobilistische Leumund von Manuel M. nicht unbefleckt. Vor neun Jahren kam es zu zwei Verzeigungen. Erstens war er an einem Wintermorgen mit teilweise vereisten Scheiben losgefahren. Zweitens wurde er auf der Autobahn vom berechtigten Kasten bei Volketswil mit 111 Stundenkilometern geblickt, wo nur 80 Stundenkilometer erlaubt waren.

Zum Verhängnis wurde ihm aber ein Ausweisentzug wegen eines Vorfalls, der sich im Juli 2010, also vor sechseinhalb Jahren, in St. Gallen ereignet hatte. Manuel M. hatte damals im toten Winkel des Rückspiegels einen deutschen Velofahrer übersehen, der ihn rechts überholen wollte. Zornig klopfte der leicht angetrunkene (0,42 Promille) Radler auf das Heck des Autos. Manuel M. erschrak und trat auf die Bremse, der Velofahrer kollidierte darauf mit dem Auto und stürzte.

Der Zusammenstoss trug sich im Schritttempo zu und blieb ohne grössere Folgen. Wegen mangelnder Vorsicht bekam Manuel M. eine Busse von 200 Franken, auch der Velofahrer wurde gebüsst. Obwohl sich der Zusammenstoss im Bagatellbereich bewegt, verfügte das Strassenverkehrsamt einen Entzug des Führerscheins für neun Monate. Ausschlaggebend für diese drakonische Sanktion waren die zwei erwähnten früheren Übertretungen.

Sechseinhalb Jahre nach dem Vorfall mit dem Velo, in denen sich Manuel M. klaglos verhielt, wird er nun von der Vergangenheit heimgeholt. Gemäss Schema X des Strassenverkehrsamtes liegt bei einem Ausweisentzug in den vorange-



Im toten Winkel.



«Mittelschwerer Fall».

henden fünf Jahren ein Rückfall vor. Nach der Meinung der Beamten ist dabei nicht das Datum des Vorfalls entscheidend, sondern jenes des Ausweisentzugs – und dieser wurde erst im Januar 2011 verfügt, also vier Jahre und zehn Monate vor der jüngsten Übertretung.

Drei Stundenkilometer zu schnell

Die Beamten interessiert es auch nicht, dass die Staatsanwaltschaft Manuel M. lediglich wegen einer «einfachen» Verkehrsregelverletzung verurteilte. Nach ihrem Raster liegt ab 106 Stundenkilometern bei Tempo 80 ein «mittelschwerer» Fall vor, der zwingend einen Ausweisentzug verlangt, wenn ein solcher bereits in den vorangehenden fünf Jahren verfügt wurde.

Fassen wir zusammen: Weil er zwei Monate zu früh und drei Stundenkilometer zu schnell unterwegs war, die den «mittelschweren Fall» ausmachen, verliert Manuel M. seinen Ausweis und damit die Existenzgrundlage. So will es das Reglement. Und dieses Reglement kennt keine Härtefälle, keine mildernden Umstände. Gewiss, Manuel M. war vorgewarnt, man hatte ihm vor fünf Jahren angedroht, dass es das nächste Mal endgültig sein würde. Doch ist die Massnahme auch verhältnismässig? Immerhin hat Manuel nie grobfahrlässig andere Verkehrsteilnehmer konkret gefährdet. Sein Verhalten war allenfalls nachlässig, für seine Übertretungen wurde er ordentlich gebüsst.

Im Februar vor einem Jahr wies das Schweizer Volk die sogenannte Durchsetzungsinitiative zurück, die einen Automatismus bei der Ausschaffung von straffälligen Ausländern ohne Rücksicht auf Härtefälle verlangte. Die Vorlage der SVP wurde vor allem und mit Fug kritisiert, weil sie gegen das in der Verfassung garantierte Prinzip der Verhältnismässigkeit versties («Die Schwächen der harten Linie», *Weltwoche* Nr. 1/16). Genau wie beim Landesverweis kann auch der automatische Ausweisentzug zu sinnlos drakonischen Strafen führen und Existenzen zerstören. Den Ausländern im Land wollte man dies nicht zumuten, doch bei der Verfolgung von Automobilisten kennt der Staat kein Pardon. ○

Erstklassiges zur ersten Klasse

Von Christoph Mörgeli

Mein bester akademischer Lehrer war Hans Wysling, Universitätsprofessor, Zunftmeister der Zunft zur Schifflenten und Regimentskommandant. Er sagte mir 1995 über die Bemühungen des «Bunds der Steuerzahler», die Gehälter der Zürcher Stadträte auf 220 000 Franken zu begrenzen, mit gestrenger Miene: «Das ist natürlich ein Witz.» Um sogleich breit lächelnd anzufügen: «Aber ein guter Witz.»

Unlängst hat SVP-Nationalrat und Auns-Präsident Lukas Reimann einen ziemlich sicher erfolglosen Vorstoss eingereicht. Er verlangt, dass Beamte, SBB-Kader und Parlamentarier vom Staat nur noch Generalabonnements zweiter Klasse erhalten sollen. Das ist natürlich ein Witz. Aber ein guter Witz. Denn selbstverständlich sei jedem Mitmenschen jeder mögliche Luxus gegönnt. Aber er soll dafür aus eigener Tasche aufkommen und nicht die Allgemeinheit belasten. Wer sich also die Luxusklasse von neuerdings 6300 Franken leisten will, müsste den Aufpreis selber bezahlen.

Das ist mehr als Symbolpolitik. Es liegen mehrere Dutzend Millionen an Sparpotenzial drin. Denn nicht weniger als 17 000 SBB-Mitarbeiter lassen sich mit Billetts erster Klasse ausstatten und sorgen dafür, dass in den entsprechenden Abteilen die real zahlenden Kunden ihrer Firma zu Spitzenzeiten stehen müssen. Die Strecke Zürich–Bern ist heute in der ersten Klasse überfüllt mit Staatsangestellten von Bund, SBB, Post, Swisscom und Ruag. In der Regel telefonieren sie lautstark. Und auf Hochdeutsch.

Was ist mit den Parlamentariern? Sie beweisen ihre vielgerühmte Volksnähe und würden um die positive Erfahrung ihres früheren Kollegen Sigmund Widmer reicher. Dieser Zürcher Ex-Stapi und Nationalrat reiste am liebsten zweiter Klasse nach Bern. Seine Begründung: Er könne dort viel intensiver arbeiten, denn die Zweitklassnutzer hielten sich nicht für so wichtig, dass sie ihn dauernd störten.

Der Kleinbauer, Journalist und Nationalrat Fritz Bopp aus Bülach, der die SVP vor hundert Jahren gegründet hat, stieg in Bern in den bescheidensten Herbergen ab und schickte sein Taggeld nach den Sessionen jeweils dem Präsidenten zurück. Selbstverständlich möchten Lukas Reimanns Amtskollegen ihm wegen seines Vorschlags am liebsten die Augen auskratzen. Leider sogar jene der eigenen Partei. Das macht aus Reimanns gutem Witz sogar einen hervorragenden Witz.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Au-Au-Ausverkauf der Heimat

Von Peter Bodenmann — Ausverkäufer Blocher will den Ausverkauf der Wasserkraft ins Ausland neu verbieten.



Taube auf dem Dach: Christoph Blocher und Martin Ebner, 1999.

Wer hat den Alusuisse-Lonza-Konzern fleiert? Die Herren Blocher und Ebner. Wo einst Aluminium produziert wurde, plant heute die Migros eine Guggeli-Farm. Statt Fluorschwaden neu Hühnergestank. Wer hat die mehrmals abgeschriebenen Wasserkraftwerke der Lonza mit grossem Gewinn ins Ausland verkauft? Die Herren Blocher und Ebner.

Wer sitzt seit Jahr und Tag als Söldner ausländischer Konzerne im Verwaltungsrat der ehemaligen Lonza-Wasserkraftwerke? CVP-Staatsratskandidat Christophe Darbellay, obwohl er von Energiepolitik nichts versteht. Rund 250 Millionen Franken flossen in den letzten sechzehn Jahren als Gewinne aus dem Wallis ab nach Baden-Württemberg. Alle Besitzer von Wasserkraftwerken hatten viele sehr gute Jahre. Alpiq und Axpo haben einen schönen Teil ihrer Gewinne ausgeschüttet oder im Ausland verjubelt. Christophe Darbellay hat die Abwahl von Bundesrat Blocher mitorganisiert. Jetzt verbündet sich die SVP mit dem weit rechts stehenden ehemaligen CVP-Obermuni Nicolas Voide, um die Wahl von Christophe Darbellay in den Walliser Staatsrat zu verhindern.

Walliser Polit-Bonanza. Und die Fortsetzung läuft bereits an. Die Schweizer Stromverteiler kaufen zurzeit im Ausland jede Menge Windkraftwerke. Richtigerweise. Denn Windkraftwerke liefern Strom vorab im Winter. Sie sind die ideale Ergänzung zum bestehenden, sommer-

lastigen Wasserkraftwerkpark der Schweiz. Aber mit der Wasserkraft kann man dank den Stauseen unregelmässig anfallenden Windstrom im Winter problemlos regulieren. Wind und Wasser als Schweizer Rigi-Figi. Die Stromkonzerne drohen mit dem Ausverkauf der Wasserkraft. Sollen sie doch. Niemand wird auch nur ein Wasserkraftwerk abstellen. Niemand kann ein Wasserkraftwerk ins Ausland verschieben. Konkurse sind keine Gefahr. Und alle relevanten Kraftwerke werden in den nächsten dreissig Jahren fast gratis an die Gebirgskantone zurückfallen. Nichts schadet der Wasserkraft mehr als ein Alleingang der Schweiz in Europa. Nichts nützt der Wasserkraft mehr als das Abstellen auch der Schweizer Atomkraftwerke. Nur wer diese Mechanismen nicht versteht, bekommt fremdenfeindliche Bibeli zwischen den Hirnlappen.

Was will Christoph Blocher heute? Erstens kein Stromabkommen mit der EU. Zweitens den Weiterbetrieb der Schweizer Atomkraftwerke dank Subventionen. Beides zum Nachteil der Wasserkraft. Doris Leuthard verspricht den Energiekonzernen mit ihrer Energiestrategie 2050 den Spatz in der Hand. Mit 600 Millionen Franken im Jahr. Christoph Blocher verspricht ihnen die Taube auf dem Dach, für die es keine politischen Mehrheiten gibt. Nach dem La-La-Land das Au-Au-Ausverkauf-Märchen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Links, rechts, links, rechts, marsch

Von Kurt W. Zimmermann — Warum gibt es eigentlich in den führenden Positionen der Medien keine Linken mehr?

Es war 1997, und Roger de Weck sagte, wie er sich die Schweiz vorstellte: «Alles, was ich weiss: Meine Kinder werden dereinst den EU-Pass haben.»

Es war 1997, und Fredy Gsteiger sagte, wie er sich die Schweiz vorstellte: «Das Bankgeheimnis muss weg.»

Der eine lag falsch, der andere bekam recht. EU-Turbo Roger de Weck war damals Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Kapitalismus-Kritiker Fredy Gsteiger war damals Chefredaktor der *Weltwoche*.

Die zweite Hälfte der neunziger Jahre war die grosse Zeit der Linken, der Linkliberalen und der Linksgrünen in den Chefredaktionen der Medienhäuser. Neben de Weck und Gsteiger hielten sie eine ganze Reihe von weiteren Positionen.

Die früheren altlinken Kampfgenossen Klaus Vieli, Jürg Wildberger und Ueli Haldimann etwa sassen an der Spitze der «Rundschau», des News-Magazins *Facts* und der *Sonntagszeitung*. Chef des *Sonntagsblicks* war der SP-Follower Bernhard Weissberg. Bei der *Basler Zeitung* tobte unter Chefredaktor Hans-Peter Platz eine linke Redaktion. Chef des «Kassensturzes» war der progressive Hardliner Hansjörg Utz. Den *Beobachter* und den *Bund* führten Ivo Bachmann und Hanspeter Spörri auf links-grünem Kurs.

In den späten neunziger Jahren besetzte der linke Kuchen mindestens zehn der zwanzig wichtigsten Jobs im Deutschschweizer Journalismus.

Und heute? Das muss man lange suchen. Von *Weltwoche* über *Basler Zeitung* und *Sonntagsblick* bis *Tages-Anzeiger* stehen nun überall bürgerliche Journalisten an der Spitze. Mario Poletti, der Chef der «Rundschau», ist der letzte Mohikaner aus dem ehemaligen stolzen Stamm der roten Socken. Sonst gibt es keine linken Redaktionschefs mehr.

Man könnte nun vermuten, dass dieser Wandel ökonomische Gründe hat. In den finanziell goldenen Neunzigern hätte sich die überhebliche Branche noch allerhand personelle Extravaganzen leisten können.

Die These hält nicht. Dem Werbemarkt war die politische Ausrichtung einer Zeitung oder einer Sendung zu allen Zeiten egal. Es zählen ihre Zielgruppen und das Preis-Leistungs-Verhältnis zwischen Werbekosten und Kontaktdichte. Die finanziell erfolgreichste Tageszeitung der neunziger Jahre war darum der rötliche *Tages-Anzeiger*, das rentabelste Wochenblatt der ebenso rötliche *Sonntagsblick*.



Letzter Mohikaner: «Rundschau»-Chef Poletti.

Nein, der Grund liegt anderswo. Er liegt, wie meist bei den Medien, in den *soft factors*. In diesem Fall sind die *soft factors* die Themenhoheit.

In den Neunzigern lag die politische und mediale Themenhoheit bei progressiven und linkspopulistischen Inhalten. Die öffentliche Diskussion dominierten die EU-Träume der Schweiz, die üble Vergangenheit rund um die Holocaust-Gelder, ökologische Bedrohungen wie Waldsterben und Privatverkehr, der Ausbau der Sozialwerke und die Multikulti-Mentalität. Gesellschaftskritische Chefredaktoren boten den Verlagen Gewähr, dass diese Themen offensiv und publikumswirksam umgesetzt wurden.

Heute hat dieser Wind stark gedreht. In der öffentlichen Diskussion dominieren bürgerliche und rechtspopulistische Inhalte wie die EU-Krise, die Abwehr der Immigrationswelle, die innere Sicherheit rund um islamischen Terror, der Missbrauch der Sozialwerke und der Aufstieg anti-elitärer Bewegungen in den führenden Industriestaaten des Westens. Konservative Chefredaktoren bieten nun den Verlagen Gewähr, dass diese Themen offensiv und publikumswirksam umgesetzt werden.

Medienhäuser haben seit je eine grosse Qualität. Sie sind hemmungslos opportunistisch. Opportunismus zeigt sich immer zuerst in der Personalpolitik.

Happy Germany

Von Henryk M. Broder — Neue Toiletten, neue Steuer.

Es gibt diese seltenen Momente, da man die Zeitung aufschlägt oder den Fernseher anschaut und denkt: «Wie schön, dass wir in einem Land leben, das keine Sorgen hat! Keine Probleme mit Flüchtlingen,



keine No-go-Areas in den Städten, keine «national befreiten Zonen» auf dem Lande und überall genug Polizei, die für Sicherheit und Ordnung sorgt. So dass wir uns mit all den Dingen beschäftigen können, auf die es wirklich ankommt.»

Der neue Berliner Justizsenator, ein Grüner, hat soeben seine erste «Vorlage» auf den Weg gebracht. «Hürden im Alltag beseitigen – Unisex-Toiletten in öffentlichen Gebäuden einrichten». Die Hürden, die mit dieser Initiative beseitigt werden sollen, liegen in dem Umstand, dass es immer mehr Menschen geben soll, die sich nicht entscheiden können, ob sie Männer oder Frauen sein wollen, und deswegen ratlos vor einer Damen- oder Herrentoilette stehen. Deshalb sollen in öffentlichen Gebäuden «WCs für alle Geschlechter» gebaut werden.

In die gleiche Kategorie der «guten Nachrichten» gehört die Forderung der Präsidentin des Umweltbundesamtes – nicht zu verwechseln mit dem Bundesumweltministerium, das ebenfalls von einer Frau geführt wird –, die Mehrwertsteuer auf tierische Produkte wie Fleisch, Milch und Käse von derzeit sieben auf neunzehn Prozent anzuheben, um sie teurer zu machen und damit den Absatz zu reduzieren. So eine Massnahme käme dem Klimaschutz zugute, denn: Bei der Produktion von nur einem Kilo Rindfleisch würden zwischen 7 und 28 Kilogramm Treibhausgas freigesetzt. Mit den geschätzten Mehreinnahmen von etwa fünf Milliarden Euro sollten dann «pflanzliche Lebensmittel» subventioniert und «öffentliche Verkehrsmittel» billiger gemacht werden.

Abgesehen davon, dass eine solche Milchmädchenrechnung noch nie aufgegangen ist – der Vorschlag ist auch sozial ungerecht, weil er die Wenigverdiener stärker belastet als die Bezieher höherer Einkommen. Für die Präsidentin des Umweltbundesamtes und ihre Beamten mag es keinen Unterschied ausmachen, wie viel ein Liter Milch oder ein Kilo Huhn kostet, aber es soll noch Menschen in Deutschland geben, die jeden Cent zweimal umdrehen, bevor sie ihn ausgeben. Es sind vermutlich die gleichen reaktionären Kreise, die Unisex-Toiletten für eine bescheuerte Idee halten.

Keine Spur von Entspannung

Trotz Schliessung der Balkanroute sind letztes Jahr so viele Asylsuchende wie nur selten zuvor in die Schweiz gekommen. Die Zahlen der untergetauchten Asylanten und der illegal Eingereisten stiegen gar auf Rekordniveau. *Von Alex Reichmuth*



Die Integrationsprobleme werden steigen: eritreische Migranten im Mittelmeer, 2016.

«Die Lage hat sich beruhigt», «Dramatischer Rückgang der Asylgesuche», «Unterkunft zu drei Viertel leer» – es sind Schlagzeilen wie diese, die den Eindruck vermitteln, der Massenansturm illegaler Migranten sei vorüber und die vieldiskutierten Probleme im Asylwesen seien gelöst. Doch der Eindruck täuscht. Die Zahl der Menschen, die als angebliche Flüchtlinge in die Schweiz kommen, ist weiterhin gross. Die Aussichten auf eine Normalisierung im Asylwesen sind schlecht.

Asylgesuche. Im letzten Februar hat Mazedonien die Balkanroute geschlossen, nachdem zuvor über eine Million illegaler Migranten nach Mitteleuropa durchmarschiert waren. Nach der Blockade gingen die Asylzahlen deutlich zurück, auch in der Schweiz. Bis Ende 2016 erreichten vermutlich gut 27 000 Asylsuchende die Schweiz (Zahlen für Dezember noch ausste-

hend). Das sind zwar über 30 Prozent weniger als 2015, als mit fast 40 000 so viele Asylanten wie nie mehr seit den Balkankriegen einreisten. Dennoch sind es nach den Jahren 2015 und 2012 so viele Asylgesuche wie nie seit den neunziger Jahren – in Anbetracht davon, dass die Balkanroute seit über zehn Monaten unterbrochen ist, eine sehr hohe Zahl.

Herkunftsstaaten. Letztes Jahr stammten die meisten Asylbewerber aus Schwarzafrika. Sie erreichten Europa meist nach einer Bootsüberfahrt von Libyen nach Italien. Entsprechend sind Herkunftsländer wie Somalia, Nigeria und Gambia stark vertreten. Die meisten Asylanten kamen 2016 wie schon in den Jahren zuvor aus Eritrea (Anteil 18,7 Prozent). Allerdings hat sich ihre Zahl – 4758 Personen – gegenüber dem Vorjahr mehr als halbiert. Der Anteil der Syrer ging zurück, von 12 Pro-

zent auf 7,8 Prozent. Der Krieg in Syrien hat somit wenig zu tun mit den nach wie vor hohen Asylzahlen in der Schweiz.

Bleiberecht. 2014 stieg der Anteil der Asylbewerber, die als anerkannte Flüchtlinge oder vorläufig Aufgenommene in der Schweiz bleiben können, sprunghaft an. Auch 2016 blieb die sogenannte Schutzquote hoch: Mit 48 Pro-

An den afrikanischen Küsten warten Hunderttausende darauf, die Überfahrt zu wagen.

zent bekamen fast die Hälfte aller Asylanten ein definitives oder provisorisches Bleiberecht (2015: 53 Prozent). Die Bundesbehörden pflegen diese Grosszügigkeit vor allem mit dem Syrienkrieg und der angeblich schwierigen

Menschenrechtssituation in Eritrea zu rechtfertigen. Im letzten Juni hat der Bund allerdings angekündigt, die Aufnahmebedingungen für Eritreer zu verschärfen. In der Tat bekommen seither deutlich weniger Asylanten aus Eritrea ein Bleiberecht – rund 60 Prozent statt fast 90 Prozent wie zuvor. Ob der Rückgang der Zahlen eritreischer Asylanten mit der verschärften Praxis zusammenhängt, ist offen.

Dublin-Rückführungen. Die im Dublin-Abkommen vorgesehene Rückführung von Asylanten, die schon in einem anderen europäischen Land ein Asylgesuch gestellt haben, funktionierte letztes Jahr etwas besser. Das liegt insbesondere daran, dass Italien die über das Mittelmeer eintreffenden Migranten konsequenter registriert und das Land kooperativer ist für «Dublin-Rückführungen». Insgesamt endete 2016 aber dennoch nur ein Viertel aller Rückführungsgesuche der Schweiz gegenüber anderen europäischen Ländern tatsächlich mit einer Überführung von Asylsuchenden.

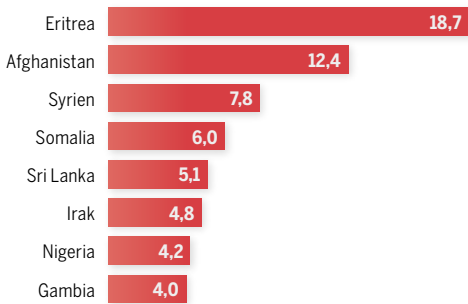
Untergetauchte Asylanten. Das Risiko, als «Dublin-Fall» abgeschoben zu werden, dürfte einer der Gründe sein, warum letztes Jahr mit 8166 Personen so viele Asylbewerber wie nie

zuvor untergetaucht sind. Viele von ihnen sind nach einem abschlägigen Entscheid verschwunden. Dazu kommen mutmasslich mehrere tausend Personen, die abtauchten, noch bevor sie ein Asylgesuch gestellt haben. So soll die Quote der Verschwundenen im Empfangszentrum Kreuzlingen, das unmittelbar an der deutschen Grenze liegt, zeitweise bis zu 90 Prozent betragen haben. Die meisten von ihnen verschafften sich Zutritt zur Schweiz, weil sie Interesse an einem Asylverfahren zeigten. In Wahrheit wollten sie aber von Anfang an nach Deutschland weiterreisen. Die Zunahme der Untergetauchten ist beunruhigend, weil viele Gewalttäter wie der Attentäter von Berlin und der mutmassliche Vergewaltiger im deutschen Freiburg ehemalige Asylanten waren, die vor ihren Gewalttaten inkognito durch Europa gereist waren. Mit dem beschleunigten Asylverfahren, das im letzten Juni an der Urne gutgeheissen wurde, drohen der Schweiz noch mehr Probleme mit verschwundenen Asylanten: Im Testzentrum Zürich, wo das neue Verfahren ausprobiert wurde, tauchten besonders viele Asylsuchende ab.

Illegale Einreisen. Auf ein einsames Rekordniveau stieg letztes Jahr die Zahl der Personen,

Asylbewerber nach Herkunftsstaaten

Asylgesuche 2016*. Nur Herkunftsstaaten mit mindestens 1000 Asylgesuchen, Anteile in Prozent



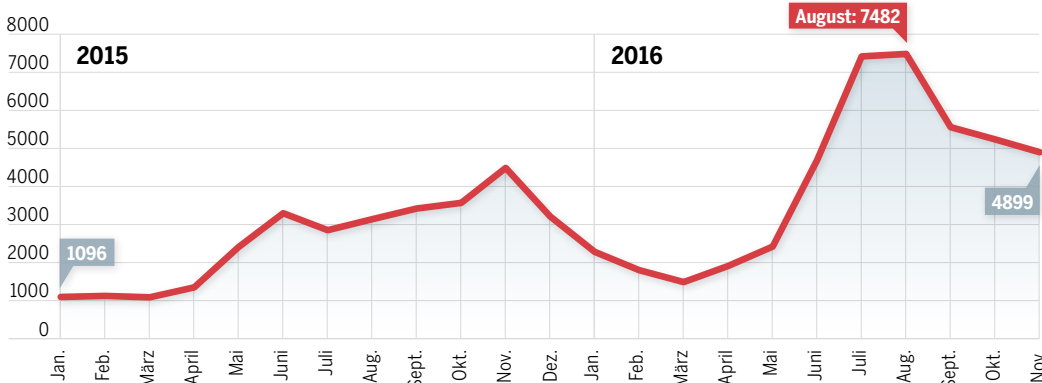
*bis Ende November 2016

QUELLE: STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Hohe Anzahl an Bootsflüchtlingen.

Rechtswidrige Aufenthalte in der Schweiz

Entwicklung von Januar 2015 bis November 2016

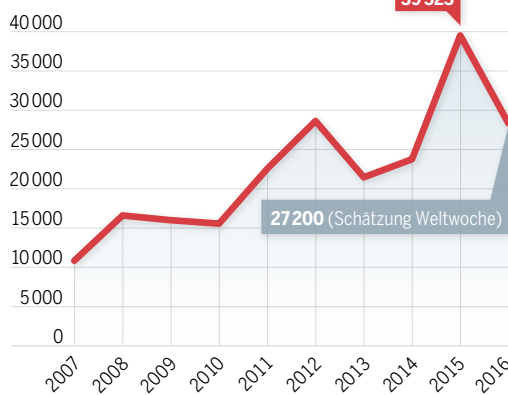


QUELLE: EIDGENÖSSISCHE ZOLLVERWALTUNG (KOMMANDO GRENZWACHTKORPS)

Inkognito durch Europa.

Zahl der Asylgesuche

Entwicklung von 2007 bis 2016



QUELLE: STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Schlechte Aussichten auf Normalisierung.

Integration

Asylanten statt Ausgesteuerte

Angestellte der Bauteilbörse verlieren ihren Job.

Die Bauteilbörse ist ein Integrationsprojekt. Sie holt bei Abbrüchen und Umbauten Teile wie Backöfen, Waschmaschinen, Lavabos und Möbel ab, überholt und verkauft sie. Die über fünfzig Mitarbeiter, viele von ihnen gestandene Berufsleute, sind Ausgesteuerte in der Sozialhilfe. Sie arbeiten im Laden der Börse, in der Werkstatt und im Büro.

Noch vor einem Jahr war Aufbruchsstimmung. Die Sozialfirma Syphon hatte die Bauteilbörse von der Stadt Bern übernommen, nachdem die Stadt diese wegen einer Budgetkürzung des Kantons nicht hatte weiterführen können. Man feierte Wiedereröffnung am neuen Standort Bümpliz. Doch dann strich das Berner Kompetenzzentrum Arbeit, das zur Bildungsdirektion gehört, die Unterstützung für die 26 Angestellten aus der Stadt. Ihre Arbeitsplätze gehen zwar nicht verloren. Neu bekommt die Firma Syphon die Unterstützungsbeiträge aber vom Kompetenzzentrum Integration, das ebenfalls zur Bildungsdirektion gehört. Die Mitarbeiter werden darum durch Asylbewerber und Flüchtlinge ersetzt.

«Mieses Angebot»

Die bisherigen Mitarbeiter werden zwar nicht auf die Strasse gestellt. Den meisten ist ein Job im neuen Veloverleihsystem der Stadt Bern versprochen worden, das erst im Aufbau ist. Einige sollen an anderen Orten wie im Glasdesign-Atelier unterkommen. Unter den Mitarbeitern ist aber von einem «mieses Angebot» die Rede. Sie befürchten, im Gegensatz zu heute nur als Hilfshandwerker tätig zu sein. «Nicht alle Mitarbeiter sind begeistert», sagt Gabriela Rutschmann von Syphon. Man sei derzeit mit einem Coach der Stadt Bern daran, die Mitarbeiter vom Wechsel zu überzeugen.

Sven Baumann, Generalsekretär der Berner Sozialdirektion, spricht von einer «guten Lösung», mit der die Plätze in der Arbeitsintegration insgesamt erhöht würden. Zudem mache man den bisherigen Stelleninhabern ein gutes Ersatzangebot. Warum es aber Sinn machen soll, Ausgesteuerte wegen eines direktionsinternen Finanzierungswechsels durch Asylanten zu ersetzen, kann er nicht erklären. (are)

die von den Grenzbehörden oder der Polizei ohne gültigen Aufenthaltstitel angetroffen worden waren. Bis Ende November betrug deren Zahl über 45 000 – rund zwei Drittel mehr als im gleichen Zeitraum 2015. Dabei hatte sich die Zahl der rechtswidrigen Aufenthalte bereits im Vorjahr mehr als verdoppelt. Die meisten illegal Eingereisten wurden 2016 als Zugspassagiere in Chiasso aufgegriffen. Besonders prekär war die Situation im Sommer, als im italienischen Como Hunderte von illegalen Migranten wild campierten. Es handelte sich vorwiegend um Leute, die in die Schweiz einreisen wollten, von den Behörden aber zum Teil mehrmals zurückgewiesen worden waren. Entsprechend registrierte das Grenzwachtkorps im Juli und August jeweils über 7 000 illegal Eingereiste. Menschenrechtsaktivisten warfen den Behörden damals vor, Menschen mit Asylanspruch widerrechtlich zurückzuweisen – ein Vorwurf, der allerdings nie bestätigt werden konnte. In Wahrheit dürfte es sich bei den Betroffenen um illegale Migranten handeln, die die Schweiz nur durchqueren wollten. Das wilde Camp in Como ist inzwischen zwar geräumt, und die Migranten sind in Barackenunterkünften disloziert worden. Die Zahl der illegal Eingereisten blieb in den letzten Monaten allerdings hoch.

Asylkosten. Die hohe Zahl der Asylbewerber und die hohen Anerkennungsquoten führten dazu, dass in den letzten Jahren ungleich mehr Asylanten bleiben durften als früher. Die Schweiz muss darum Zehntausende Menschen integrieren, die meist schlechte Voraussetzungen mitbringen, sich je selber versorgen zu können. Die *Weltwoche* schätzte im letzten April, dass die direkten und indirekten Kosten der Asylpolitik im Jahr 2025 über sechs Milliarden Franken betragen werden, wenn weiterhin so viele Asylanten in der Schweiz bleiben können. Die absehbare Kostenlawine schreckt zunehmend Kantone und Gemeinden auf. Sinnbildlich dafür steht das aargauische Dorf Rekingen, wo der Gemeinderat letztes Jahr seine Bewohner aufgerufen hat, keine Wohnungen an Asylanten zu vermieten. Ansonsten drohe der Gemeinde der finanzielle Ruin.

Aussichten. Letztes Jahr sind über 181 000 illegale Migranten über das zentrale Mittelmeer nach Italien gelangt, so viele wie nie zuvor. Diese Menschen reisen oft weiter, um in ihr Zielland zu kommen, etwa in die Schweiz. An den afrikanischen Küsten warten Hunderttausende darauf, die Überfahrt zu wagen. Hält Europa seine Anreize aufrecht, das Mittelmeer zu durchqueren, dürfte der Zustrom an echten oder vermeintlichen Flüchtlingen in den nächsten Jahren anhalten. Bleibt die Schweiz gegenüber Asylanten so grosszügig wie bisher, werden die Integrationsprobleme und die daraus resultierenden Kosten weiter steigen. ○

Korrumperte Hüter der Menschenrechte

Der Strassburger Europarat sieht sich als «wichtigste Menschenrechtsorganisation» des Kontinents. Doch eine Abstimmung zu Aserbaidschan war mutmasslich gekauft. Gegen den ehemaligen Chef der Gruppe der Volksparteien im Europarat wird wegen Korruption ermittelt. Von Philipp Gut

Die Staatsanwaltschaft Mailand beschuldigt Luca Volontè, ehemaliger Chef der Gruppe der Volksparteien (EVP) in der Parlamentarischen Versammlung des Europarats (PACE), Millionen an Bestechungsgeldern angenommen zu haben. Die Behörden sprechen von 2,39 Millionen Euro – im Gegenzug für politische Unterstützung. Absender soll Aserbaidschan sein. Ermittelt werde wegen «Korruption und Geldwäscherei», wie der italienische Fernsehsender Rai 3 berichtete. Der Fall geht indes über Volontè hinaus. Diesem ist es offenbar gelungen, eine Abstimmung über politische Gefangene in Aserbaidschan im gewünschten Sinn zu beeinflussen. Trifft das zu – und die Indizien, die Rai 3 und andere vorlegen, sprechen dafür –, dann wäre der Europarat, der sich selbst als «Hüter von Menschenrechten, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit» preist, eine käufliche Organisation, die Lobbyinteressen und persönliche Bereicherung über die Sache der Menschenrechte stellt.

Neben dem Sender Rai 3 berichtete auch die Europäische Stabilitätsinitiative (ESI), ein angesehenes Think-Tank von Wissenschaftlern, der sich auf Südosteuropa spezialisiert hat, über die denkwürdige Abstimmung vom 23. Januar 2013. An dieser nahmen 224 Mitglieder der Parlamentarischen Versammlung des Europarats teil – so viele wie nie in der Geschichte des Gremiums. Das lässt aufhorchen, zumal das verhandelte Thema – politische Gefangene in Aserbaidschan – nicht unbedingt zu den politischen Gassenhauern gehört.

«Was du wünschst, ist ein Befehl»

Die Parlamentarische Versammlung hatte den deutschen Sozialdemokraten Christoph Strässer zuvor mit einem Bericht dazu beauftragt. Er kam zum Schluss, das Regime von Ilham Alijew halte eindeutig («clearly») immer noch politische Gefangene, einige von diesen waren freigelassen worden. Der Rat müsse sich deshalb weiter mit dem Problem beschäftigen, argumentierte Strässer in der Debatte. Das Plenum lehnte dies aber deutlich ab: 125 Parlamentarier sprachen sich dagegen aus, 79 stimmten dafür, 20 enthielten sich der Stimme. Von den sechs Schweizer Vertretern stimmten vier mit Ja, einer enthielt sich, nur Doris Fiala (FDP) sagte nein. Betrachtet man das Stimm-



«Freunde für Geld»: Politiker Volontè.

verhalten nach Ländern, zeigt sich ein klares Bild: Im Sinne von Aserbaidschan votierten sämtliche Russen und eine Mehrheit der Türken, Spanier, Italiener, Briten, Ukrainer und Franzosen. Die Deutschen, die Finnen, die Norweger und alle baltischen Länder hingegen stimmten wie die Mehrheit der Schweizer für die Resolution. Die Forscher der ESI werten das Resultat als «ein sehr starkes Signal der Unterstützung für das autoritäre Regime in Baku», wie sie in ihrem Report «Azerbaijan Debacle» («Das Aserbaidschan-Debakel») schreiben. Die Debatte werde wohl noch lange in Erinnerung bleiben – als Beispiel dafür, wie Länder wie Aserbaidschan den Europarat «erfolgreich kapern und manipulieren» («how successfully Azerbaijan has been able to capture and manipulate PACE»).

Im Fernsehreport mit dem Titel «Kaviar-Demokratie» kommt auch Christoph Strässer zu Wort, er erzählt, dass ihm Aserbaidschan den Zutritt zum Land verweigert habe. Der armenische Europarats-Abgeordnete Samuel Farmanyan (wie Volontè Mitglied der EVP) wird mit den Worten zitiert, die Lobbyisten aus

Aserbaidshans hätten sich im Europarat «wie eine Metastase» ausgebreitet. Die Fäden liefen über Luca Volontè und den Spanier Pedro Agramunt, den jetzigen Präsidenten der Parlamentarischen Versammlung des Europarats. Dieser sei ein Freund von Volontè. Auf die Nachfrage des Reporters, ob Geld im Spiel sei, sagt Farmanyan: «Ja, man könnte sagen, Freunde für Geld.» Ob die Abstimmung über Aserbaidshans gekauft worden sei, hakt der Journalist nach. «Da bin ich sicher. Mehr als sicher», entgegnet der Abgeordnete Farmanyan. Jedermann wisse, das im Europarat Schmiergelder flössen, aber niemand spreche darüber.

Die Rai belegt das Lobbying der Aseri und deren intime Kontakte zu den Spitzen der Volkspartei mit Dokumenten. In einer E-Mail vom 15. Dezember 2012 informiert Luca Volontè den aserischen Lobbyisten in Strassburg, Muslim Mammadow, über seinen Schlachtplan für die bevorstehende Abstimmung. Auch wenn die EVP-Fraktion Stimmfreigabe beschliesse, könnten deren Mitglieder ihren Standpunkt deutlich machen und sich gegen den Bericht von Strässer äussern. Genau so ist es schliesslich geschehen.

Nach der gewonnenen Abstimmung vom 23. Januar 2013 gingen die Absprachen weiter. Am 1. Februar schrieb Volontè an Mammadow: «Alles, was du wünschst, ist ein Befehl» (im etwas holprigen englischen Original: «Every you desire it is a order»). Das weitere Vorgehen sei beim nächsten Treffen in Baku zu besprechen. Die Zusammenarbeit verlief offenbar reibungslos, wie folgende Nachricht beweist. In einer E-Mail vom 8. Mai 2013 schreibt Mammadow an den «lieben Bruder» Luca: «Ich traf Pedro [Agramunt] vor zwei Tagen in Madrid.» Er werde einen weiteren Brief an alle Mitglieder der Volksparteien schicken und darin «seine Absicht beschreiben, deiner Linie in der EVP-Gruppe zu folgen». Er werde einen Entwurf dieses Briefs herstellen lassen und diesen dann ihm, Volontè, zur Prüfung vorlegen. «Wenn du ihn gutheisst, wird ihn Pedro an die EVP-Mitglieder senden», so Mammadow weiter.

«Ein aserischer Lobbyist entscheidet über das Schicksal der grössten europäischen Partei», kommentiert die Rai die Vorgänge. Der Europarat, der eigentlich die demokratischen Werte und Prinzipien verteidigen sollte, unterstütze ein Regime, das das Gegenteil dieser Werte verkörpere, schliesst der Report. Als Grund für die Nachsicht auch bei groben Verletzungen der Menschenrechte werden vermutet, etwa im Zusammenhang mit einer neuen Gaspipeline von Aserbaidshans nach Apulien.

Der Präsident der Parlamentarischen Versammlung des Europarats hätte eine Untersuchungskommission einsetzen können, die

die Vorwürfe rund um die Abstimmung vom 23. Januar 2013 abklärt. Doch dieser Präsident heisst Pedro Agramunt, selbst ein führender Kopf des Lobbynetzwerks. Er deckt Volontè bis heute. Als kürzlich zwei Rednerinnen das mutmasslich kriminelle Verhalten des ehemaligen Chefs der EVP-Gruppe in der Parlamentarischen Versammlung ansprachen, entzog ihnen Agramunt kurzerhand das Wort.

Erschütterte Experten

«Korruption ist ein Tabuthema im Europarat», sagt Alfred Heer (SVP), der Vorsitzende der Schweizer Delegation. Die Diskussion darüber werde «abgeklemmt». Nicht das Recht bestimme, sondern die Machtpolitik und geostrategische Interessen. Einzelne Mitglieder würden «offensichtlich gezielt bestochen, um gewünschte Resultate zu erzielen».

Die luxemburgische Abgeordnete Anne Brasseur, vormals Erziehungsministerin und Präsidentin der Parlamentarischen Versammlung des Europarates sowie der Allianz der Liberalen und Demokraten (Alde), sagt gegenüber der *Weltwoche*: «Ich war erschüttert, als ich diese E-Mails sah.» Falls diese echt seien, und davon gehe sie aus, müsse das Büro der Parlamentarischen Versammlung des Europarats aktiv werden. «Das Ganze muss restlos aufgeklärt werden», fordert Brasseur.

Der Jurist und Sicherheits- und Polizeirechts-Experte Markus Mohler, der an den Universitäten von Basel und St. Gallen lehrte und verschiedene Aufträge für die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza), die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) sowie für den Europarat selbst ausführte, zeigt sich erschüttert über die Vorgänge in Strassburg. Der Europarat sei ein «Anker» des Menschenrechtsschutzes, und wenn jetzt ausgerechnet jene Institution, auf der die Europäische Menschenrechtskonvention beruht, selbst korrupt sei, komme dies «einem

stinkigen Versumpfen des Fundaments eines Hochhauses» gleich, so Mohler gegenüber der *Weltwoche*. Von der Schweizer Delegation in Strassburg erwarte er, dass sie sich für eine Wiederholung der Abstimmung vom 23. Januar 2013 einsetze. Ansonsten sei der Europarat nicht mehr glaubwürdig.

Die Korruptionsvorwürfe an die Parlamentarische Versammlung des Europarats wiegen umso schwerer, als dieser auch die Richter an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte wählt. Ein urdemokratischer Staat wie die Schweiz muss sich überlegen, ob die Menschenrechte in seinen eigenen Händen nicht besser geschützt sind als durch eine Institution, die offenbar derart anfällig ist für Korruption. ○

**Anne Brasseur:
«Das Ganze
muss restlos
aufgeklärt
werden.»**

Schweiz

Schwimmübung

Ein muslimisches Paar hält sich nicht an die Schweizer Ordnung und wird trotzdem eingebürgert.



Aziz Osmanoglu.

In der Schweiz gilt Schweizer Recht, nicht die Scharia. Das sieht auch der Gerichtshof für Menschenrechte so: Er weist eine Klage des Basler Paares Aziz Osmanoglu, 40, und Sehabat Kocabas, 38, ab, die mit 1400 Franken ge-

büsst wurden, weil sie sich weigerten, ihre neun- und ihre siebenjährige Tochter an der Primarschule ins Schwimmen zu schicken.

Aziz Osmanoglu, der mit zehn nach Basel kam und eine kaufmännische Lehre machte, kennt die hiesigen Verhältnisse. Er ging aber in den neunziger Jahren in die Türkei zurück, um sich zum Koranlehrer ausbilden zu lassen. Und er brachte, als er 1999 nach Basel zurückkehrte, eine türkische Koranlehrerin als Ehefrau mit. Seither hat der Sekretär der Muslimischen Gemeinde Basel wiederholt national für Schlagzeilen gesorgt. Er sprach sich 2010 in einem Dokumentarfilm des Schweizer Fernsehens dafür aus, die Strafen der Scharia, wie Handabhacken oder Peitschenhiebe, auch hierzulande einzuführen. Und er kämpft seit 2008 gegen das Schwimmen in der Primarschule. Das strenggläubige Paar räumt zwar ein, dass der Koran dies bei Mädchen vor der Pubertät nicht verbiete; dennoch sieht es seine Glaubensfreiheit verletzt. Nachdem das Bundesgericht 2012 die Bussen der Basler Behörden gutgeheissen hatte, rief das Ehepaar deshalb die Hüter über die Menschenrechte in Strassburg an.

Sie lebten seit Jahren «perfekt integriert» in Basel, beteuerten Osmanoglu und Kocabas in ihrer Beschwerde. Dennoch warf das Paar den Behörden vor, sie stellten die Integration über die Religion. Das dürfen sie, halten die Strassburger Richter aber in ihrem lesenswerten Urteil fest: Sie hüten sich, in den heiklen Fragen der Religionsfreiheit ins nationale Recht einzugreifen.

In der Schweiz gilt Schweizer Recht. Das müsste Aziz Osmanoglu wissen: Er wurde 2003, also nach seiner Ausbildung zum Koranlehrer, mit seiner Familie eingebürgert.

Markus Schär



Mehr Fragen als Antworten: Windpark Gütsch bei Andermatt UR.

Himmel voller Subventionen

Doris Leuthards Energieexperten zeigen in einem neuen Bericht auf, wie man ohne Stromabgabe den Elektrizitätsmarkt gestalten könnte. Schon gibt es wieder Streit.

Von Hubert Mooser

Bevor sie aus dem Bundesrat ausschied, legte die frühere Finanzministerin, Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), im Oktober 2015 ihrem Nachfolger, Bundesrat Ueli Maurer (SVP), ein dickes Ei ins Nest: die Botschaft über ein Klima- und Energielenkungssystem, kurz Kels genannt. Damit gemeint ist das zweite Massnahmenpaket der Energiestrategie 2050 (ES 2050), in dem eine Abgabe auf Strom den zentralen Angelpunkt bildete.

Denn ab dem Jahr 2021 sollen die gegenwärtig grosszügig ausgestatteten Fördermassnahmen für erneuerbare Energien durch ein Energielenkungssystem abgelöst werden. Die Konsumenten sollen über eine Stromabgabe zu einem sparsamen Verbrauch angehalten und ein Teil der Erträge soll zudem befristet zur Förderung erneuerbarer Energien verwendet werden. Dies alles will der Bundesrat in einem neuen Verfassungsartikel regeln. Da es sich um ein finanzpolitisches Geschäft handelt, hat das Finanzdepartement bei der Kels-Botschaft die Federführung.

Anfang Woche beugte sich die nationalrätliche Kommission für Umwelt, Raumplanung und Energie (Urek) über die inzwischen umstrittene Vorlage. Schon vor der Sitzung stand

fest: Die Kels ist politisch tot, wie SVP-Präsident und Urek-Mitglied Albert Rösti darlegt. Und selbst Widmer-Schlumpfs Gefolgsleute wie der frühere BDP-Präsident und Berner Nationalrat Hans Grunder (BDP) finden inzwischen, man müsse diese Leiche nun schnell beerdigen. Finanzminister Maurer wird darüber nicht unglücklich sein. Seine Partei ist gegen die ES 2050 und hat gegen das erste Massnahmenpaket jetzt auch das Referendum ergriffen.

Parlament soll Eckwerte festlegen

Doch wie geht es weiter, wenn die Botschaft über ein Klima- und Energielenkungssystem gebodigt wird? Energieministerin Doris Leuthard (CVP), die für den technischen Teil der zweiten ES-2050-Etappe verantwortlich ist, hat von ihrem Bundesamt für Energie (BfE) Alternativen zu einer Stromabgabe ausarbeiten lassen. In dem nun vorliegenden «Bericht zu weitergehenden Massnahmen für bestehende und erneuerbare Energien» geht es nicht bloss um die künftige Finanzierung und den Zubau an Kapazitäten der erneuerbaren Energien, sondern auch um finanzielle Unterstützung für den bestehenden Kraftwerkspark. Die Schweizer Stromproduzenten leiden unter

den gegenwärtig tiefen Strompreisen, deshalb fehlen ihnen auch die Geldmittel für Investitionen in «grüne» Energieträger.

Notlösungen für bestehende Kraftwerke

Im Bericht wollen nun die BfE-Fachleute aufzeigen, wie man den Strommarkt in der Schweiz markttauglich und ökologisch ausgestalten könnte, und zwar auch ohne Stromabgabe, damit langfristig die Versorgung gewährleistet sei. Tatsächlich wirft das Papier aber mehr Fragen auf, als es beantwortet. Laut Urek-Präsident und CVP-Nationalrat Stefan Müller-Altermatt sind die Auswirkungen der vom BfE im Bericht skizzierten Modelle nicht klar. Zudem gibt es Einwände zum Vorgehen. Denn Leuthards Experten wollen es obendrein dem Parlament überlassen, die Eckwerte für die künftige Ausgestaltung des Schweizer Strommarktes festzulegen. Müller-Altermatt ist darüber nicht erfreut: «Das Parlament braucht die Inputs der Experten, der fachliche Lead muss bei ihnen sein. Gestützt auf deren Einschätzungen, kann die Urek dann beispielsweise eine Motion zur Gestaltung des Strommarktes ausarbeiten», so Stefan Müller-Altermatt.

Die Lösungsmodelle, welche das BfE in seinem Bericht nebst der Stromabgabe zur Diskussion stellt, sind mehr oder weniger bekannte Instrumente, die sich zum Teil in anderen europäischen Ländern bereits bewährt haben. Die Stromabgabe selber wird im Bericht als machbare, aber «für die Schweiz ungeeignete Lösung» bezeichnet. Damit eine solche Abgabe wirke, monieren die BfE-Experten in ihrem Bericht, müsste man sie unter anderem so ausgestalten, dass ausländische Stromproduzenten gegenüber schweizerischen schlechtergestellt wären. Damit würde man aber gegen internationales Handelsrecht verstossen.

Welche Instrumente stehen zur Verfügung? Hier ein kurzer Überblick über die Modelle:

1 — Quoten: Bei diesem Modell werden Lieferanten verpflichtet, einen Mindestanteil an Strom aus erneuerbarer Energie zu liefern. Dieser Anteil wird über die Jahre kontinuierlich erhöht, bis der gewünschte Anteil erreicht wird. Die Erfüllung der Quote wird mit Zertifikaten belegt. Ein Stromlieferant kann den verlangten Mindestanteil an grünem Strom entweder selber produzieren oder von einem Kraftwerksbetreiber kaufen. Es gibt noch eine zweite Spielart; bei dieser werden die bestehenden Kraftwerke ebenfalls gefördert. Im einen wie im anderen Falle gilt: Wer das Ziel nicht erreicht, dem droht eine sogenannte Pönale, also eine Art Konventionalstrafe. Die Kosten für das Quotenmodell belaufen sich laut BfE-Bericht auf 1 bis 1,5 Milliarden Franken pro Jahr. Hinzu kommt: Auch dieses Modell könnte internationales Handelsrecht ritzen.

2 — Auktionen: Um nach wettbewerblichen Prinzipien festzulegen, wie viele Kilowattstunden Sonnen- und Windenergie produziert werden sollen, könnten die Einspeiseprämie (Förderbeitrag für erneuerbare Energie) wie auch die Investitionsbeiträge in Form von Auktionen (Versteigerungen) ausgestaltet werden. Eine bestimmte Menge Strom aus Sonne, Wind und Wasser wird ausgeschrieben, und das beste Angebot gewinnt. Deutschland, Frankreich, Italien, die Niederlande und Dänemark führen Auktionen zur Förderung erneuerbarer Stromerzeugung durch. Das Verdict des BfE: Eine Auktion ist komplex in der Ausgestaltung. Für den Fall, dass nur der Erhalt des heutigen Kraftwerksparks im Vordergrund steht, braucht es laut BfE andere Massnahmen. Das Amt listet auch hierfür eine Reihe von gangbaren Lösungen auf.

3 — Marktprämie: Dieses System wurde für grosse Wasserkraftwerke im Rahmen des ersten Massnahmenpakets der ES 2050 entwickelt.

Die Finanzierung der zeitlich befristeten Marktprämie für solche Anlagen erfolgt über einen Anteil des Netzzuschlags von 0,2 Rappen pro Kilowattstunde. Insgesamt ergibt das rund 115 Millionen Franken pro Jahr. Dieses Modell könnte sowohl befristet verlängert als auch mit mehr Mitteln ausgestattet werden. Konkret handelte es sich um Subventionen an Wasserkraftwerke für jenen Strom, den sie unter den Gestehungskosten verkaufen müssen.

4 — Speicherreserven: Die Schweiz verfügt im Winterhalbjahr nicht über genügend Elektrizität, um ihren Stromverbrauch jederzeit zu decken. Sie ist in dieser Zeit auf Importe angewiesen. Um auch bei einer Importrestriktion oder bei einem Ausfall von Kernkraftwerken in der Schweiz die Versorgungssicherheit aufrechtzuerhalten, könnte eine Abgeltung für strategische Speicherreserven eingeführt werden. Mit anderen Worten: Die Betreiber von Wasserkraftanlagen sollen ihr verfügbares Wasser nicht in einer Hochpreisphase vollständig durch ihre Turbinen lassen, sondern für spätere, versorgungstechnisch kritischere Zeitpunkte auf Reserve halten. Der Nachteil: Das Modell schafft keine Investitionsanreize.

5 — Kapazitätsmechanismen: Dieses Modell brächte die notwendigen und erwünschten Investitionen in den Schweizer Kraftwerkspark – und zwar auch bei tiefen Strompreisen. Für die Schweiz sind dabei laut BfE-Papier zwei Varianten denkbar: Entweder wählt man das Spitzenlastmodell. Hier will man sicherstellen, dass Kraftwerke, die zu Stunden mit höchster Last produzieren, ausreichend abgegolten werde. Oder man wählt die Kapazitätsauktion. Kraftwerke bekämen durch eine Auktion (beispielsweise vier Jahre im Voraus) Deckungsbeiträge für ihre Kapitalkosten. Davon würden Pumpspeicherwerke oder auch Kernkraftwerke profitieren.



Egal, wie der Strommarkt organisiert wird: Die Konsumenten werden an die Kasse gebeten.

Die Experten in Leuthards BfE ziehen folgendes Fazit: Alle Modelle sind umsetzbar – mit mehr oder weniger grossen Hindernissen. Zuvor müssten aber die Ziele einer breitgefächerten, sicheren, wirtschaftlichen und umweltverträglichen Energieversorgung festgelegt werden. Bei den Kosten bleibt das BfE in seinen Ausführungen extrem vage. Sie liegen im Bereich von 115 Millionen Franken beim Modell Marktprämie und erhöhen sich bis auf rund 1,5 Milliarden Franken beim Quotenmodell oder den Kapazitätsmechanismen. Was sich hingegen ohne grosse Berechnungen bereits sagen lässt: Egal, wie der Strommarkt organisiert wird – die Stromkonsumenten werden so oder so an die Kasse gebeten. ○

Abstimmungen

Widerspruch

Wie verträgt sich Energiepolitik mit Demokratie? Von Beat Gygi

Wenn das Referendum gegen das im vergangenen Jahr vom eidgenössischen Parlament beschlossene Energiegesetz zustande kommt, werden die Bürger ihre Meinung zur ersten Serie von Massnahmen der sehr langfristig angelegten Energiestrategie 2050 kundtun können. Dahinter verbergen sich grosse Spannungen. Es geht um die Frage: Wie vertragen sich Volksabstimmungen in der Energie-, Umwelt- und Klimapolitik mit dem, was in der Wissenschaft von Experten vorausgesagt und von staatlichen Fachleuten und Politikern geplant wird?

Der deutsche Ökonom Carl Christian von Weizsäcker hat schon in den neunziger Jahren den Gegensatz zwischen Nachhaltigkeit und Demokratie zum Thema gemacht. Damals war vor allem die Klimapolitik im Aufschwung. «Nachhaltigkeit», so Weizsäcker, sei in der politischen Diskussion zum Dogma geworden, und das Gleiche gelte für die Demokratie als Staatsform – aber es stelle sich die Frage, ob diese beiden Prinzipien sich miteinander vertragen würden. Auf der einen Seite laufen in demokratischen Diskussionen seiner Ansicht nach Prozesse ab, die als Abfolgen von vielen Schritten im Stil von Versuch und Irrtum zu sehen sind. Langfristig sind diese Entscheide nicht vorhersagbar: Wenn neue Informationen auftauchen, beziehen die Bürger diese in ihre Beschlüsse ein. Wenn sich Verbesserungsmöglichkeiten abzeichnen, werden alte Konzepte abgeändert, wenn sich hingegen ein Schritt als Fehler herausstellt, lässt man davon ab.

Auf der andern Seite arbeiten die Verfechter der Nachhaltigkeit. Sie gehen so vor, dass sie ein langes Lineal zur Hand nehmen und eine «richtig» berechnete Linie weit in die Zukunft ziehen, an die man sich dann halten muss. Es ist bezeichnend, dass eine Energiestrategie, wie sie der Bundesverwaltung und einer Parlamentsmehrheit vorschwebt, eben bis zum Jahr 2050 festgeschrieben wird. Langfristige Ziele für Schadstoffausstoss, Energieverbrauch und die Lebensweise sollen die heutigen wie auch künftige Generationen in ein grosses Programm einbinden. Weizäckers Urteil über solche Vorhaben war klar: «Eine Politik der Nachhaltigkeit, die künftige Generationen bindet, widerspricht somit dem Demokratieprinzip.»

Von Dinosauriern lernen

Kein anderer Schweizer Politiker hat seine Karriere öfter reflektiert als Helmut Hubacher. Der Doyen der Sozialdemokraten weiss trefflich zu berichten, wie man im Bundeshaus reüssiert.
Von René Zeller



«Ich war nie zu faul zum Schlafen»: SP-Urgestein Helmut Hubacher, 90.

Es lohnt sich mitunter, ergrauten Häuptern zuzuh oren – sofern sie nicht dem Modus des verkl arten Rückblicks verfallen sind. Zu ihnen zählt Helmut Hubacher. Der einstige Präsident der SP Schweiz, der im letzten Jahr 90-jährig geworden ist, trat zwar bereits vor zwei Jahrzehnten aus dem Nationalrat zurück. Doch verstummt ist er nicht. Rastlos beobachtet er das lokale und nationale Geschehen, das Weltgeschehen auch. Unablässig bringt er seine Beobachtungen zu Papier, immer noch mittels Schreibmaschine wie anno dazumal als Chefredaktor der *Basler AZ*. Unlängst hat er ein weiteres Buch vorgelegt. Das Opus kommt einem zusammengewürfelten Strauss politischer und persönlicher Erinnerungen gleich. Doch der Dinosaurier der Sozialdemokraten vermittelt bedenkenswerte Anstösse, worauf es in der Politik ankommt.

Profipolitiker einst und heute

Welcher Parlamentarier gibt freiwillig zu, er betreibe Politik als Beruf? Helmut Hubacher wechselte anno 1963 von der Gewerkschaft VPOD zur *Basler Arbeiterzeitung*. «Faktisch bin ich so Profipolitiker geworden.» Damit bekundet der Genosse, der im gleichen Jahr in den Nationalrat gewählt wurde, ebenso wenig Mühe wie mit dem Faktum, dass Lobbyisten

zum demokratischen System geh oren wie der Käse zur Schweiz. «Über Lobbyisten wird gestöhnt, als ob sie eine korrupte Landplage wären.» Diesen St nkerern begegnet Hubacher mit dem ihm eigenen Klartext: «Der schon oft gemachte Vorschlag, Lobbyisten zum Bundeshaus hinauszujagen, wäre türliche Scheinpolitik. Man wird sie nicht los.»

«Auch Politik macht auf der grossen Bühne mehr Spass als hinter der Bühne.»

Über den Verhaltenskodex von Parlamentsmitgliedern ist in letzter Zeit häufig debattiert worden. Mindestens so hilfreich wie Regulierungen sind die Ratschläge, die Helmut Hubacher bereithält. «Der Lobbyist kann einen Politiker nur verführen, wenn dieser auch mitmacht.» Als Rezept für eine erfolgreiche Karriere im Bundeshaus empfiehlt der altersweise SP-Mann weniger Zuwendung zu Einfl stern als eine gesunde Portion Selbstbewusstsein. Das Mauerblümchen dürfe nicht die Lieblingsblume von Politikern sein, die Mimose erst recht nicht. Wer im Bundeshaus den aufrechten Gang anstrebe, solle zudem keinesfalls glauben, dass man nach drei Legislaturen

zu den Sesselklebern gehöre. Was Hubacher damit meint: «Es gibt Parlamentarier, deren Leistungsausweis von Anfang an dürftig ist. Und es gibt solche, die immer am Ball sind. Zu denen gehörte ich.»

Woraus ziehen politische Akteure ihre Motivation? Nun denn, er sei nicht nur selbstbewusst, sondern auch ehrgeizig gewesen, sagt Hubacher unumwunden. Solche Bekenntnisse sind rar in der republikanischen Schweiz, in der das Mittelm ssige als Mass aller Dinge gilt. Doch es ist nicht falsch, wenn gestandene Politiker wie der einstige SP-Präsident beteuern: «Auch Politik macht auf der grossen Bühne mehr Spass als hinter der Bühne.» Geradezu lustvoll mutet Hubachers Nachsatz an, er sei an Parteitagern nur dann mit sich im Reinen gewesen, wenn ihn der Beifall der SP-Delegierten «umhaute und ein paar Freudentränen auslöste».

Überzeugungstäter

Erfolgreiche schweizerische Politiker sind Überzeugungstäter. Das erfordert auch, dass nötigenfalls in den eigenen Reihen Kritik geübt wird. Heute wird im Parlament Fraktionsdisziplin allzu oft mit Fraktionszwang verwechselt. Hierzu merkt Helmut Hubacher richtigerweise an: «Eine Partei ist kein Chor zur Eintracht.» Dieses Credo praktizierte der gewesene SP-Präsident, als er mit Bundesrat Otto Stich jahrelang auf Kriegsfuss stand. Nachdem die spätere SP-Präsidentin Ursula Koch Knall auf Fall ihr Amt und gleichzeitig ihr Nationalratsmandat niedergelegt hatte, stand für Hubacher fest: «Eine ideale Fehlbesetzung.» Die gleiche Qualifikation verabreicht er auch dem gewesenen Neuenburger SP-Aussenminister Pierre Aubert («Vom Naturrell her zu lieb und damit auch zu schwach»).

Innere Unabhängigkeit beweist, wer seiner eigenen Partei gelegentlich den Spiegel vorhält. Für Helmut Hubacher steht fest, dass die SP für ihre Ausländerpolitik einen sehr hohen Preis bezahlt: 40 Prozent der Arbeiter würden heute SVP wählen, nur noch 19 Prozent die SP. Das lege den Schluss nahe, dass die Genossen näher an die Realität heranrücken müssten. Die SP werde sich überlegen müssen, «ob sie stets für die Wirtschaft sorgen und deren Bedarf an ausländischen Arbeitskräften unterstützen will oder ob sie gesellschaftspolitische Grenzen erkennt. Grenzen, weil die Gesellschaft nicht grenzenlos Zuwanderung verkraften kann.» Hubachers Anleitungen für eine nutzbringende

de Bundespolitik beinhalten handkehrum auch Respekt vor der Konkurrenz. Es gezieme sich, die Argumente des politischen Gegners anzuhören, betont Hubacher. Wenn beispielsweise CVP-Nationalrat Paul Eisenring ans Mikrofon getreten sei, um die Wirtschaftspolitik seiner Partei zu erklären, habe ihm die Ratslinke zugehört. Warum? «Er redete nicht nur, Eisenring hatte auch etwas zu sagen.» Im Kontext mit dem Baustopp des AKW Kaiseraugst zollt Hubacher einem anderen Polit-Dinosaurier Respekt: Christoph Blocher habe ihn damals in die geheimen Pläne zum Übungsabbruch eingeweiht. Helmut Hubacher bot zu einem gemeinsamen Vorgehen mit den involvierten bürgerlichen Schwergewichten zwar nicht Hand. Aber er hielt still. «Schliesslich war es Blocher, der mir zuerst vertraut und sein Anliegen offengelegt hatte.»

Rücktritt als Crux

1990 trat Helmut Hubacher als Parteipräsident zurück, 1997 verabschiedete er sich – nach 34 Jahren – aus dem Nationalrat. Wie verlässt man standesgemäss die Politbühne? Hier bleibt Hubacher ambivalent. «Wer zu-

Innere Unabhängigkeit beweist, wer seiner eigenen Partei gelegentlich den Spiegel vorhält.

rücktritt, meldet sich ab, so ist unsere Kultur. Man schätzt es nicht, wenn sich ein Ehemaliger zu sehr vordrängt.» Gleiches empfiehlt er Magistratspersonen. «Alt-Bundesräte, die meinen, Politik besser zu verstehen als ihre Nachfolger, machen sich unbeliebt.» Der Devise «Servir et disparaître» hat Helmut Hubacher selber nicht wirklich nachgelebt – wie seine Bücher, Kolumnen und sonstigen Wortmeldungen eindrücklich belegen. Doch auch hier gilt: Die Schweiz braucht keine Regulative, wie sich gewesene Politiker im Ruhestand zu verhalten haben.

Das zwischen Buchdeckel geklemmte Memorandum für eine erfolgreiche Politikkarriere endet mit sachdienlichen Hinweisen, wie man Beruf, politisches Amt, ein allfälliges Parteipräsidium und das Familienleben unter einen Hut bringen kann. Der erfrischend offenerzige Helmut Hubacher empfiehlt: «Ich bin erstens gerne Politiker gewesen und habe mir zweitens im Kalender bewusst Freiraum für Freizeit und Familie reserviert. Drittens: Ich war nie zu faul zum Schlafen.»



Helmut Hubacher

Das habe ich gerne gemacht.
Zytglogge. 303 S., Fr. 35.90

Medizin

Von Aleppo nach Cham

Der Arzt Hani Oweira kommt aus Syrien, glaubt an Allah – und ist die letzte Hoffnung vieler Schweizer Krebspatienten.

Von Alex Reichmuth



Wenig Zeit zum Grübeln: Chirurg Oweira.

Er und die Schweiz – das war Liebe auf den ersten Blick. «Die Mentalität der Leute hier gefällt mir», sagt Hani Oweira. An den Bewohnern seiner neuen Heimat schätze er Tugenden wie Verlässlichkeit und Pünktlichkeit, die mit fast südländischer Offenheit gepaart seien. Die typischen Eigenschaften, die der Chirurg der Schweizer Bevölkerung zuschreibt, treffen anscheinend auch auf ihn zu. «So einen lieben Menschen habe ich schon lange nicht mehr getroffen», schreibt eine Patientin im Netz.

Oweira kommt aus der syrischen Stadt Aleppo, die derzeit wie keine zweite für Krieg, Hunger und Elend steht. Verlassen hat er seine Heimat allerdings Jahre bevor der Aufstand gegen Diktator Baschar al-Assad und der dortige Konflikt begannen. Schon sein Medizinstudium hatte er teilweise im deutschen Heidelberg absolviert. 2004 fand Hani Oweira eine erste Anstellung an der renommierten Charité in Berlin. Nach einer Assistenz Tätigkeit in Heidelberg folgte er vor drei Jahren seinem Mentor Jan Schmidt in die Schweiz. Hier schloss er sich dem neugegründeten Chirurgischen Zentrum Zürich der Hirslanden-Gruppe an.

Im letzten Juni verlegte der 37-Jährige seine Praxis ins zugerische Cham. Er baut nun hier, an der Andreas-Klinik, die zum Hirslanden gehört, die chirurgische Versorgung für die Zentralschweiz aus.

Oweira empfängt einen in seiner Praxis in einem kleinen, freistehenden Häuschen. Das Gebäude habe ihm sofort gefallen, als es ihm von der Klinikleitung angeboten worden war, so der Chirurg. In einer gutbürgerlichen Familie aufgewachsen, war für ihn als werdender Arzt schon klar, dass er Syrien verlassen musste, wenn er seine Karriere vorantreiben wollte. Als Muslim im Westen – da könnte man auch eine gewisse Distanzierung vermuten. Ein solche scheint es bei Oweira nicht zu geben: «Ich habe auch dieses Jahr zusammen mit meinen Schweizer Freunden Weihnachten gefeiert.»

Seine Angehörigen leben mittlerweile in vielen Ländern verstreut: in Ägypten, der Türkei, Deutschland, Kanada. Viele von ihnen haben Syrien wegen des Krieges verlassen – nicht fluchtartig, aber doch gezwungenermassen. Ein Teil seiner Familie blieb in Aleppo und erlebt nun schwerste Zeiten. Als im Dezember die Schlacht tobte, erreichten Oweira fast täglich verzweifelte Meldungen von Verwandten. Zu helfen, sei fast unmöglich. Das auszuhalten, sei sehr schwierig.

Zeit zum Grübeln hat der Arzt wenig. «Die Arbeit ruft immer», sagt Oweira, der täglich viele Stunden im Operationssaal steht. Oft kämpft er dann um das Überleben von Krebspatienten. Mitzuerleben, wenn es ihnen nach den Eingriffen besser geht und dass er ihnen neue Lebenszeit geschenkt hat – das mache ihn glücklich und kompensiere ein Stück weit das Leid, das ihn aus seiner Heimat erreicht.

Für die Zukunft von Syrien ist Oweira wenig optimistisch. Solange Assad an der Macht bleibe, werde keine Ruhe einkehren: «Zu viele Tote gehen auf sein Konto.» Selbst wenn der Krieg irgendwann vorbei sei, werde es Jahre dauern, bis das Land wieder einigermaßen aufgebaut sei. Früher sei Syrien vergleichsweise gut entwickelt gewesen, zumindest wirtschaftlich. «Aber die Sehnsucht nach Freiheit und Demokratie war unerfüllt», meint Oweira.

Eine Rückkehr ist für den Chirurgen kein Thema. Vorstellen kann er sich aber, an Hilfseinsätzen in seiner Heimat teilzunehmen. Erfahrung mit medizinischer Krisenhilfe hat Hani Oweira schon. 2003 stand er in Syrien für das Internationale Rote Kreuz im Einsatz. Damals kamen die Flüchtlinge aus dem Irak. ○

«Rachegefühle hatte ich nie»

Der Sohn von Beat Meier wurde von jungen Ausländern schwer verprügelt und nahm sich daraufhin das Leben. Kriminelle Jugendliche müssten härter bestraft und in einem Register erfasst werden, fordert der Geheimdienstspezialist. *Von Alex Reichmuth*

Beat Meier, im Herbst 2015 hat sich Ihr Sohn Alain das Leben genommen – nur wenige Tage nachdem er in Zug von einer Jugendbande brutal verprügelt worden war. Wie geht es Ihnen und Ihrer Familie heute?

Wir denken täglich an Alain. Gleichzeitig ist ein Stück weit Normalität eingekehrt. Über ein solch traumatisches Erlebnis kann man wohl nur mit professioneller psychologischer Hilfe hinwegkommen. Solche nehmen wir weiterhin in Anspruch.

Das Zuger Jugendstrafgericht hat die zwei Haupttäter der Attacke auf Alain im letzten Oktober zu unbedingten Gefängnisstrafen verurteilt. War das für Sie eine Genugtuung?

Genugtuung ist der falsche Begriff. Der Verlust eines Sohnes kann nicht durch eine Bestrafung kompensiert werden. Trotzdem bin ich froh über die Verurteilung. Das Strafmass von elf beziehungsweise zehn Monaten ist aber viel zu tief.

Der Staatsanwalt hatte 36 beziehungsweise 32 Monate Gefängnis gefordert.

Der Richter konnte gemäss dem Jugendstrafgesetz gar nicht über zwölf Monate hinausgehen. Aus meiner Sicht ist das stossend. Denn der Angriff war äusserst brutal, und die Täter zeigen bis heute keine Einsicht.

Sie haben jahrzehntelange Erfahrung in der Verbrechensbekämpfung. Als Unternehmer entwickelten Sie technische Systeme, die bei der Aufklärung von Terrorakten eine entscheidende Rolle gespielt

«Leider hat die Schweiz neue Möglichkeiten zur Datenüberwachung verboten.»

haben – insbesondere bei den Anschlägen in New York 2001, in Madrid 2004 und in London 2005. Zudem arbeiteten Sie lange für den Bund in Sachen Verbrechensprävention. Halfen Ihnen diese Erfahrungen, die Ereignisse um den Tod von Alain zu verarbeiten?

Das Leid, den eigenen Sohn nach einer Gewaltattacke durch Suizid verloren zu haben, ist mit nichts anderem in meinem Leben zu vergleichen. Aber ich habe nach der Tat auf eigene Faust ermittelt und konnte schliesslich Hinweise geben, die zur Überführung der Täter führten. Bei



«Unhaltbarer Zustand»: Unternehmer Meier.

diesen Ermittlungen realisierte ich, dass die Polizei bei der Beschaffung und Auswertung von Informationen in ihren Möglichkeiten viel zu stark eingeschränkt ist.

Nachdem das Stimmvolk im letzten Herbst dem neuen Nachrichtendienstgesetz zugestimmt hat, bekommen die Strafverfolger nun mehr Mittel in die Hand.

Das ist ein Schritt in die richtige Richtung. Denn potenzielle Gewaltverbrecher können nur gestoppt werden, wenn man weiss, wer sie sind, wo sie sind und was sie tun. Bisher war die Schweiz zu neunzig Prozent auf Hinweise ausländischer Nachrichtendienste angewiesen, um Bedrohungen im eigenen Land insbesondere durch Extremisten, zu erkennen. Dieser unhaltbare Zustand wird nun ein Stück weit behoben.

Wo steht die Schweiz mit dem neuen Gesetz im Vergleich zu anderen Ländern?

In Sachen Nachrichtendienst sind wir weiterhin Schulbuben im Vergleich zu Ländern wie den USA, Singapur oder den Vereinigten Arabischen Emiraten. Umgekehrt wird dort der Persönlichkeitsschutz sträflich vernachlässigt, der Fall von Edward Snowden hat dies ja klar aufgezeigt. Ich finde es wichtig, dass ein Staat den gesamten Datenverkehr, der etwa über Handys oder übers Internet läuft, überwachen kann. Aber die Identität

der Datenerzeuger muss verschlüsselt bleiben. Es müssen strenge Regeln gelten, wann Ermittler die Identität von Personen aufdecken dürfen.

Ein zeitgemässer Datenschutz ist also zwingend?

Ja. Leider hat die Schweiz bisher neue Möglichkeiten zur Datenüberwachung immer verboten – mit dem Argument, die Privatsphäre der Bürger müsse geschützt bleiben. Besser wäre es, Überwachung zuzulassen, aber gleichzeitig durch technische Vorkehrungen und griffige Bestimmungen sicherzustellen, dass Missbräuche ausgeschlossen sind. In der Schweiz gibt es beispielsweise regelmässig Protest, wenn Nummernschilder von Autos erfasst werden sollen. Dieser Vorgang kann aber für die Aufdeckung von Straftaten wichtig sein. Es ist technisch problemlos möglich, dabei die Identität der Autobesitzer zu schützen.

Sie fordern zudem eine härtere Gangart im Jugendstrafrecht. Wo sehen Sie konkreten Handlungsbedarf?

Inakzeptables Verhalten muss strenger sanktioniert werden. Zum Beispiel war einer der Täter, der auf Alain losgegangen ist, schon einige Jahre zuvor an einer ähnlichen Attacke beteiligt. Ein solcher Vorfall muss Konsequenzen haben. Jugendliche, die durch Gewalt auffallen, müssen erfasst, bestraft und begleitet werden.

Wie wäre das möglich?

Es könnte ein Punktesystem zur Anwendung kommen, bei dem solche Jugendliche je nach persönlichem Kontostand unterschiedlich restriktive Massnahmen zu gewärtigen haben. Wer zum Beispiel Steine gegen Menschen geworfen hat, könnte zu einem Arbeitseinsatz verpflichtet werden, bei dem er mit Steinen einen Wanderweg bauen muss. Es sollte ein schweizweit einheitliches Register für straffällig gewordene Jugendliche geben, analog dem heutigen Hooligan-Register. Schulen und Erziehungsanstalten müssten Einsicht in dieses Register haben.

Können Kinder schuldig sein?

Es geht nicht um Schuld, sondern letztlich um Erziehung.

Geht es Ihnen bei Forderungen nach härteren Jugendstrafen um Rache?

Rachegefühle hatte ich nach dem Angriff auf Alain nie. Das ist mit Sicherheit nicht mein Motiv. ○



Direkte Demokratie darf stören

Die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) erschüttert das Vertrauen in die Institutionen und schwächt ihre Legitimität. Sollen wir der SVP das Monopol überlassen, bei diesem Thema «im Namen des Volkes» zu sprechen?

Von Nenad Stojanović

Es ist unbestritten, dass 49,7 Prozent aller Stimmenden – bzw. 50,3 Prozent derjenigen, die einen gültigen Abstimmungszettel in die Urne gelegt haben – sowie siebzehn Kantone die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) am 9. Februar 2014 angenommen haben.

Es ist ebenfalls unbestritten, dass das Parlament den entsprechenden Verfassungsartikel nicht umgesetzt hat. Keine der drei Hauptforderungen der MEI – jährliche Höchstzahlen, Kontingente sowie Vorrang für Schweizerinnen und Schweizer auf dem Arbeitsmarkt – wird im Gesetz erwähnt.

Es ist zwar nicht unüblich, dass der Gesetzgeber einen via Volksinitiative angenommenen Verfassungsartikel nicht *tel quel* umsetzen kann. Alpen- (1994), Verwahrungs- (2004), Ausschaffungs- (2010), Zweitwohnungs- (2012) und «Abzocker»-Initiative (2013) lassen grüssen.

Der vorliegende Fall ist aber doch ausserordentlich, da die Übergangsbestimmungen sehr präzise ausgelegt sind: Innert dreier Jahre ist die MEI via Gesetz umzusetzen, sonst muss dies via bundesrätliche Verordnung erfolgen. Zudem handelt es sich um ein besonders brisantes politisches Thema – Einwanderung und Arbeitsmarkt –, das in den letzten Jahren das wichtigste politische Geschäft in Bundesbern war und die breite Bevölkerung beschäftigt.

Logische, ja glasklare Handlung

Das Parlament hatte gute Gründe, die Volksinitiative nicht wortgetreu umzusetzen. Insbesondere die Kontingente und der Schweizer-Vorrang würden das Freizügigkeitsabkommen (FZA) zwischen der Schweiz und der EU verletzen und damit auch die gesamten Bilateralen mit der EU akut gefährden. Allerdings hat das Schweizer Volk im Mai 2000 mit einem beeindruckenden Mehr (67 Prozent) die Bilateralen, inklusiv FZA, angenommen und immer wieder mit einem soliden Mehr die Ausdehnung des FZA auf die neuen EU-Staaten bestätigt (56 Prozent im Jahr 2005 und 60 Prozent im Jahr 2009). Deswegen denke ich, dass das Parlament mit guten Gründen gehandelt hat.

Warum habe ich trotzdem das Referendum ergriffen? Was einige als «verdreht (*farfelu*)» (Christian Levrat) bezeichnen, ist für mich eine völlig logische, ja glasklare Handlung.

Das Volk hat einen sehr präzisen Verfassungsartikel angenommen. In einem System der di-

rekten Demokratie ist es höchst problematisch, wenn das Parlament eine solche Verfassungsnorm nicht umsetzt. Zum Vergleich kann man auf den bewusst offen und unpräzise formulierten Artikel zur sprachregionalen Zusammensetzung des Bundesrates (Art. 175 Abs. 4) verweisen, immerhin von 75 Prozent der Stimmenden am 7. Februar 1999 angenommen, den das Parlament wiederholt nicht umsetzen wollte. Der Beweis: Seit 1999 ist keine italienischsprachige Person in die Landesregierung gewählt worden.



«Besonders brisantes politisches Thema.»

Von «Verfassungsbruch» im Fall der MEI spreche ich also nicht – wie «Scheininvalid» ist das eine populistische Floskel, die zwar auf ein Problem hinweist, aber durchaus übertrieben ist. Es gab keinen «Bruch» der Verfassung, da das Parlament ja auch andere Artikel der Bundesverfassung und andere Volksentscheide beachten musste. Aber immerhin stimme ich den Staatsrechtlern zu, die von einem «klaren Fall der Verfassungswidrigkeit» (Andreas Glaser) sprechen. Das ist deshalb problematisch, weil damit das Vertrauen in die Institutionen erschüttert und deren Legitimität geschwächt wird. Vertrauen und Legitimität: Das sind die «unsichtbaren Institutionen» (Pierre Rosan-

vallon) der Demokratie, ohne die eine politische Gemeinschaft nicht funktionieren kann.

Natürlich ist es nicht so, dass aufgrund der Nichtumsetzung der MEI die Schweizer Institutionen plötzlich nicht mehr vertrauenswürdig und legitim sind. Es ist auch nicht der Fall, dass alle Bürgerinnen und Bürger von der parlamentarischen Lösung enttäuscht sind.

Es stimmt aber auch nicht, dass nur SVP-Wähler mit der Art und Weise unzufrieden sind, wie das Parlament mit der MEI umgegangen ist. Zudem dürfen die Befürworter der parlamentarischen Lösung die Tatsache nicht ausblenden, dass nicht irgendeine marginale oder stimmenarme Partei von «Verfassungsbruch» respektive «Volksverrat» spricht und damit Stimmung im Lande macht. Sollen wir der SVP das Monopol überlassen, bei diesem Thema «im Namen des Volkes» zu sprechen?

Aus diesen Gründen ist für mich die Lage klar: Bürgerinnen und Bürger müssen zur Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative das letzte Wort haben.

Es ist zwar unüblich, dass ein Befürworter des FZA das Referendum ergreift. Ich habe gehofft, dass andere Kräfte das tun würden. Als Ende Dezember klar war, dass niemand ein Referendum lanciert, habe ich gehandelt, und zwar bewusst als Bürger, nicht als Parteimitglied. Diesen Schritt als «plebiszitäres Referendum» (Roger Nordmann) abzustempeln, ist lächerlich. Plebiszite lancieren Präsidenten, Premierminister oder Parlamente. In der Schweiz ist das obligatorische Referendum am nächsten zur plebiszitären direkten Demokratie. Jüngstes Beispiel: Das Parlament hat beschlossen, die automatische Einbürgerung der dritten Generation via Verfassung anstatt via Gesetz zu regeln. CVP-Präsident Gerhard Pfister befürwortet zwar die Einbürgerungsvorlage, aber ihm war es wichtig, dass am Ende «das Volk darüber entscheiden muss» (vergleiche *NZZ am Sonntag*, 8. 1. 17).

Solche Abstimmungen stören aber kaum jemanden. Es stört offenbar, wenn mit einer ähnlichen Logik ein Bürger das Referendum ergreift. Für diese basisdemokratische Störung entschuldige ich mich aber nicht und bin für jede Unterschrift dankbar.

Nenad Stojanović ist Politologe an der Universität Luzern und alt SP-Grossrat des Tessins. Er ist Initiant des Referendums betreffend das Gesetz zur MEI-Umsetzung. www.referendum-subito.ch



Luxus.



Kaufkraft.



Wohneigentum.

Goldgrube Schweiz

Die Schweizer sind im weltweiten Vergleich mit Abstand am reichsten. Das kommt allen zugute – und alle müssen dazu schauen, dass es so bleibt.

Von Beat Gygi

Die Schweizer sind alles in allem die reichsten Leute auf der Welt, und pikanterweise ist ihr Land gerade nach der Finanzkrise den Konkurrenten vermögensmässig richtiggehend davongeeilt. Offenbar war es kein Nachteil, dass die Schweiz einen der grössten Finanzplätze beherbergt, dessen grosse Banken voll dem Weltmarkt ausgesetzt, zudem von starker Konkurrenz bedrängt sind. Jedenfalls hat die Finanzkrise die meisten anderen Länder stärker zurückgeworfen als die Schweiz, wie dies in der Grafik unten zum Ausdruck kommt. Da zeigt sich nach dem Jahr 2008 eine Art Weggabelung: Die Vermögensentwicklung der Schweizer Bevölkerung erfuhr zwar einen kurzen Dämpfer, setzte sich dann aber bald nach oben fort, während der Rest der Welt immer noch unter dem Einbruch von 2008 leidet.

Gut 560 000 Dollar macht das Vermögen aus, das die erwachsenen Schweizer nach diesem langen Aufschwung heute durchschnittlich zum Eigentum haben. In Durchschnittshaushalten wird man sich allerdings fragen: «Spürt man das denn, was hat sich wirklich verändert?» Die zitierten Befunde stammen aus der jüngsten Ausgabe des «Global Wealth Report», den das Credit Suisse Research Institute jährlich aktualisiert. In der Ausgabe 2016 stehen die Schweizer wiederum an der Spitze der Rangliste, und zwar einsam, mit grossem Abstand. Die auf dem zweiten Platz liegenden Australier kommen auf ein Vermögen pro Erwachsenen von 375 000 Dollar, also auf einen Drittel weniger. Was ist denn überhaupt alles im Vermögen enthalten? Die Daten der Credit-Suisse-Untersuchung sind

vollständiger als jene etlicher anderer Studien, sie umfassen flüssige Mittel, Anlagen in Aktien und andere Wertpapiere, Immobilien sowie die Pensionskassenansprüche. Abgezogen werden die Schulden, die in der Schweiz wegen spezieller Steuerregeln bei den Hypothekarschulden mit fast 145 000 Dollar pro Erwachsenen viel höher sind als in den meisten anderen Ländern.

Über längere Frist hat die Schweiz ihre weltweite Spitzenposition gegenüber den anderen Ländern massiv ausgebaut: Im Jahr 2000 hatte der Vorsprung auf die damals zweitplatzierten Amerikaner laut der Studie 11 Prozent ausgemacht, im Jahr 2007 war Grossbritannien auf dem zweiten Rang, mit einem Rückstand von 17 Prozent. Wie deutlich diese zwei angelsächsischen Länder, eigentlich typische Kraft-

pakete der Finanzwelt, vermögensmässig an Boden verloren haben, zeigt die zweite Grafik. Die Amerikaner kommen im Durchschnitt auf rund 445 000 Dollar, und auf den Treppenstufen dahinter folgen Grossbritannien, Frankreich, Schweden und Deutschland, die aber alle den europäischen Durchschnitt von rund 125 000 Dollar noch weit übertreffen. Nimmt man die Welt im Ganzen, landet man noch einige Etagen tiefer, da macht das Vermögen pro Erwachsenen im Durchschnitt 53 000 Dollar aus – also nicht einmal ganz einen Zehntel des Schweizer Wertes.

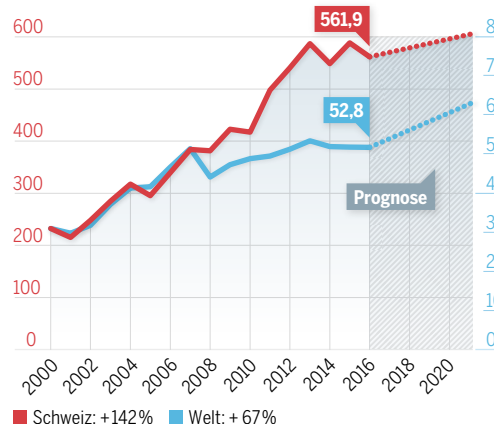
Mehr Selbstbewusstsein

Dennoch ist es berechtigt, wenn man sich in Durchschnittshaushalten fragt, was sich denn in den vergangenen zehn oder fünfzehn Jahren genau geändert hat. Klar, auf dem Papier ist das durchschnittliche Vermögen pro Erwachsenen seit 2001 um eindruckliche 140 Prozent gewachsen, was einer jährlichen Wachstumsrate von 5,9 Prozent entspricht. Aber ein beträchtlicher Teil davon ist auf Wechselkursveränderungen zurückzuführen. Der Franken hat nämlich nach der Finanzkrise seine rasante Wertsteigerung gegenüber dem Euro wie auch gegenüber dem Dollar begonnen. Wer heute in sein Franken-Aktienportefeuille blickt, freut sich über alle Titel in Heimwährung, selbst über die mit lahmer Wertentwicklung.

Misst man die Vermögensentwicklung also nicht in der Weltwährung Dollar, sondern in Franken, sieht es etwas ernüchternd aus. Aber auch so sind die Schweizer heute um gut 60 Prozent wohlhabender als 2001, das entspricht doch noch einer Steigerung um

Finanzkrise rasch weggesteckt

Vermögen pro Erwachsenen, in 1000 Dollar



QUELLE: CREDIT SUISSE RESEARCH INSTITUTE

Das Jahr 2008 als Weggabelung.

3,1 Prozent pro Jahr. Diese Inlandorientierung ist für die Mehrzahl wahrscheinlich lebensnäher als die internationale Optik, bei der die Erstarkung des Frankens voll als Erhöhung der Kaufkraft zum Ausdruck kommt. Man darf nicht vergessen, dass ein höherer Frankenkurs praktisch alle irgendwie reicher macht. Dass einheimische Industrieunternehmen die erhöhte Kaufkraft des Frankens bei der Beschaffung im Ausland nutzen konnten, kam aber auch Arbeitnehmern im Inland zugute, da ihre Arbeitsplätze weniger unter Druck kamen.

Zudem haben Schweizer Unternehmen seit der Frankenaufwertung von Anfang 2015 viel herzhafter Firmen im Euro-Raum, vor allem in Deutschland, gekauft: Die Frankenaufwertung hat ihre Schweizer Kosten schmerzhafter gemacht, aber auch ihr Portemonnaie schwerer. Das können sie im Ausland mit mehr Selbstbewusstsein zücken, um Käufe zu tätigen. Die Handelskammer Deutschland - Schweiz hat im vergangenen Jahr denn auch mehr als eine Verdoppelung der Direktinvestitionen von Schweizer Unternehmen in Deutschland registriert. Und schliesslich haben auch ganz normale Schweizer Haushalte in den vergangenen Jahren im Konsumalltag mehr pro Franken erhalten, weil die Importe billiger wurden.

Kritik an der Vermögensverteilung

Sofort kommt aber der Einwand, dass die normalen Leute wenig vom Vermögenszuwachs hätten, weil das Vermögen sehr ungleich über die Bevölkerung verteilt sei und somit die ganz Reichen das Bild bestimmten. Die Daten deuten aber darauf hin, dass dem nicht so ist, denn wenn man den sogenannten Medianwert anschaut, zeigt sich, dass die Vermögenszunahme in der Schweiz eher eine Angelegenheit der breiten Masse ist. Der Median liegt da, wo die eine Hälfte vermögensmässig darüber liegt, die andere Hälfte darunter, der Median

Die Vermögenszunahme ist in der Schweiz eher eine Angelegenheit der breiten Masse.

teilt also die Bevölkerung der Erwachsenen in zwei gleich grosse Gruppen und ist damit fast eine Art demokratische Grenze, nämlich die Trennlinie bei 50 Prozent. In der Schweiz liegt der Medianwert bei 244 000 Dollar Vermögen pro Erwachsenen, in Grossbritannien bei 107 000, in Frankreich bei 100 000 und in den USA bei 45 000 Dollar.

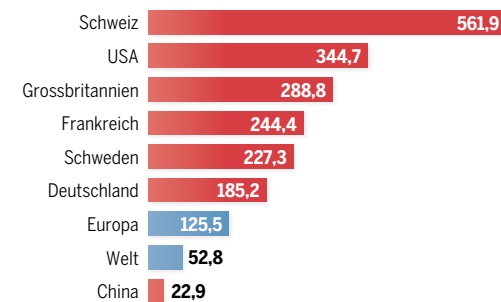
Klar, das Vermögen ist immer ungleich verteilt. Tobias Straumann, Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich, weist darauf hin, dass in Ländern mit wenig Brüchen in der Geschichte, also wenig Revolutionen, Währungsreformen oder Ähnlichem, die Ver-

mögen ungleicher verteilt seien als in Ländern mit vielen Schocks. Das reichste Prozent hat in der Schweiz laut den Credit-Suisse-Daten rund ein Viertel des Vermögens in seinem Eigentum. Die reichsten zehn Prozent kontrollieren gut 55 Prozent des Vermögens. Tatsache ist aber, dass die Schweiz zu den Ländern mit der gleichmässigsten Einkommensverteilung zählt.

Und in der Schweiz führen Vermögenssteuer und progressive Einkommenssteuer dazu, dass die einkommensstärksten zehn Prozent der Steuerzahler drei Viertel der direkten Bundessteuer zahlen und die reichsten zehn Prozent im Kanton Zürich über 90 Prozent der Vermögenssteuer bestreiten. Damit werden unter anderem die rasant steigenden Sozialausgaben des Staates finanziert.

Reicher als alle anderen

Vermögen pro Erwachsenen Mitte 2016, in 1000 Dollar



QUELLE: CREDIT SUISSE RESEARCH INSTITUTE

Weltspitze trotz hoher Hypothekarschulden.

Dennoch gibt es viel Kritik an der Vermögensverteilung, viele sehen Reichtum mit negativen Nebenwirkungen verbunden. Die einen wollen einfach noch mehr Umverteilung als bisher, andere spüren Neid. Rainer Winkelmann, Professor für Statistik und empirische Wirtschaftsforschung an der Universität Zürich, hat in einer 2011 veröffentlichten Studie ermittelt, wie Luxusautos auf den Strassen auf Menschen wirken. Seine Umfragen zu Lebenszufriedenheit und Lebensumständen ergaben, dass sich manche Leute unzufriedener fühlen, wenn in ihrer Umgebung Reichtum zur Schau gestellt wird; konkret wirkte eine Verdoppelung der Anzahl teurer Sportwagen – Porsche und Ferrari waren die Indikatoren – auf die Befragten insgesamt wie eine 5-prozentige Einkommensreduktion. Und in der gegenwärtigen politischen Diskussion zeigt der Widerstand der Linken gegen die Unternehmenssteuerreform III, dass viele sogar auf unpersönliche Konstrukte wie Firmen neidisch sind, die ja kein Empfinden haben und selber nicht geniessen können.

Tradition als Vermögen

Für Reiner Eichenberger, Ökonomieprofessor an der Universität Freiburg, ist es verblüffend, wie sehr die Verfechter sozialpolitischer

Umverteilung bei ihren Forderungen jeweils aufs Geld fixiert seien – als ob es ausser dem Finanziellen kaum weitere Bedingungen gäbe, die für Lebensqualität und Wohlstand wichtig seien. Tatsächlich sind Freizeit, Umweltqualität, gute Schulen, grosse Entfaltungsmöglichkeiten in der Berufswelt oder geringe Kriminalität Errungenschaften, die ebenfalls so etwas darstellen wie Vermögen. Oliver Adler, Chefökonom der Credit Suisse, sagt es so: «Einer der Faktoren, die massgeblich zu einem vergleichsweise stabilen Wachstum der Schweiz beitragen, sind die guten Beziehungen zwischen den Sozialpartnern, also Arbeitgebern und Arbeitnehmern und deren Interessenvertretern. Diese liegen wiederum in einer langen Tradition stabiler sozialer und politischer Beziehungen begründet und resultieren in einer grossen Flexibilität des schweizerischen Arbeitsmarktes.»

Tradition entspricht in diesem Zusammenhang einer Art Vermögen. Nach Eichenberger ist auch wissenschaftlich belegt, dass sich alles, was Menschen als Vor- und Nachteile empfinden, in den Bodenpreisen der betroffenen Gemeinden niederschlägt: Hohe Lebensqualität, gute öffentliche Leistungen, gute Politik, viel Sonnenschein, Seesicht sowie niedrige Steuern und Schulden steigern demnach die Anziehungskraft der Gemeinde und lassen die Immobilienpreise steigen. Damit ist klar, welches die positiven Nebenwirkungen von Reichtum sind: Wer Eigentum hat, ist interessiert daran, dass dieses in einer Gemeinde oder Region von hoher Qualität liegt, und wird deshalb zur Verbesserung der Politik beitragen. Oder anders gesagt: Wer «soziale» Umverteilung als Instrument gegen Reichtum einsetzt, der bei ändern liegt, vermindert auch sein eigenes Vermögen. ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Niedergang der stolzen «P»

Die Anzeigenvermittlerin Publicitas – in der Branche ehrfürchtig «P» genannt – hatte einst den Charakter einer behördlichen Instanz. Doch in der Krise bei den Regionalzeitungen brach das Geschäftsmodell mit der Anzeigenpacht ein. Die Monokultur wurde zur strategischen Falle. *Von Karl Lüönd*

Achtziger Jahre in Winterthur. Ein gewerblicher Kunde tritt an den Schalter der Publicitas und bringt seinen Anzeigenauftrag. Und er habe noch eine Platzierungsvorschrift, fügte er bei: «Kinoseitel!» Die Beamtin hinter dem Schalter zeigte die steife Lippe: «Wir nehmen keine Vorschriften entgegen, nur Platzierungswünsche. Und die kosten 10 Prozent extra.»

So überheblich war sie, die alte Publicitas, die oft als «Bundesamt für das Anzeigenwesen» verspottet wurde. Aber in der Schweizer Printmedienwerbung führte an ihr damals kein Weg vorbei. Die öffentliche Hinrichtung dieser Institution begann am 2. April 2014, als die Publigroupe Holding ihre wichtigste Beteiligung für ein Trinkgeld an Aurelius verkaufte, eine als Firmenschlächter bekannte Equity-Gesellschaft in Deutschland.

Zweieinhalb Jahre später hat nun auch Aurelius genug von den Verlusten. Im Dezember 2016 hat sie das, was von dem Schweizer Traditionsunternehmen noch übriggeblieben ist, an drei deutsche Manager verkauft, von denen einer nicht einmal sagen will, wie er heisst. Die Publigroupe löste sich ebenfalls auf, nachdem sie ihren wertvollsten Bestandteil an Swiscom und Tamedia verkauft hatte. Und das war nicht etwa ein digitales Wunderkind, sondern das ganz altmodische, freilich gutvernetzte Telefonbuch (Local.ch), eine der meistbesuchten Websites der Schweiz.

Alle profitierten mit

Seit Jahren hat die Publicitas ein Kostenproblem: Die Umsätze, insbesondere das einträgliche Kommissionsgeschäft aus den Pachtverträgen, sind eingebrochen, ihr Apparat ist zu teuer. Und die Kunden – die Werbetreibenden wie auch die Mediaagenturen – sind nicht bereit, die Leistungen des Vermittlers (Planung, Administration, Controlling) kostendeckend zu vergüten. Die meisten Zeitungsverleger dagegen haben ihr Anzeigengeschäft wieder in die eigene Hand genommen. Das ist namentlich für kleine und mittlere Verlage ein Risiko, denn die eigene Verkaufsorganisation verursacht Fixkosten. Kommissionen aus Pachtverträgen dagegen werden nur fällig, wenn Aufträge vorhanden sind. Gerade im Konkurrenzkampf gegen Admeira und die unersättliche Tamedia könnte das Pachtsystem eine kostengünstige Alternative sein. Doch die heutige Publicitas hat keine Zeit mehr, die Krise auszusitzen. Die mehrere hundert Millionen Franken betragenden Reserven, gebunkert unter anderem in



Weg in die Sackgasse: aus «Publicitas» wird «Publigroupe», 2008.



Notbremse: Verleger Hans Heinrich Coninx.

Liegenschaften an erstklassigen Lagen, sind in den Verlustjahren ab 2002 längst verdampft.

1965 befanden sich etwa 40 Prozent der in der Schweiz erscheinenden Zeitungen unter der Regie der «P» – so die brancheninterne Bezeichnung –, die sich anschickte, ihre Konkurrenten



Kaum Kritik: Medienpolitiker Hans W. Kopp.

(OFA, Assa, Mosse) einzugliedern, ohne dass die Wettbewerbsbehörden viel dagegen unternehmen konnten. Es gab auch keinen politischen Willen, die Übermacht der führenden Vermittlerfirma in Frage zu stellen, denn ihre eiserne Tarifpolitik schützte eine grosse Zahl von finan-

ziell schmalbrüstigen Parteiblättern. Allein zwischen 1967 und 1972 verdoppelte sich der Börsenkurs der P-Aktie. Auch dem grossen Medienpolitiker der 1980er Jahre, Hans W. Kopp, fiel zur Publicitas nichts ein. In dem 1982 erschienenen 700-seitigen Bericht der von ihm präsierten Kommission für eine Medien-Gesamtkonzeption gab es kaum fundamentale Kritik am Pachtssystem der Publicitas. Der Kernsatz blieb nichtssagend: «Das Pachtssystem beeinträchtigt vor allem bei Neugründungen die freie Entwicklung des Pressegewerbes. Es kann aber andererseits auch das Überleben bedrohter Blätter sichern.» Kritik übte die Kopp-Kommission nur an der langen Laufzeit der Pachtverträge. Auch stellte sie fest, dass die Annoncenagenturen tendenziell ihre Pachtobjekte bevorzugt mit Anzeigenaufträgen eindeckten.

Grosszügige «Bank der Verleger»

Momentaufnahme aus dem Jahr 2005: Publicitas, Publimedia, Publimag und Mosse Media bearbeiteten in hundert Filialen und mit 1352 Mitarbeitenden rund 15 000 Anzeigenaufträge pro Arbeitstag. Die Zahl der Regietitel betrug noch immer 600. Die heutige P zählt bei stark veränderten Arbeitsfeldern noch etwa 300 Mitarbeitende. Die Regietitel umfassten jede Grösse und Bedeutung, von der *Basler Zeitung*, dem *St. Galler Tagblatt* und der *Tribune de Genève* bis zu Kleinstiteln. Zeitweise betreuten die über 110 Filialen und Agenturen auch die Anzeigenteile von kleinsten Publikationen wie des *Journal des Samaritains*, der *Bündner Jägerzeitung*, des Katalogs der Kunstgesellschaft Luzern oder des «Solothurner Staatskalenders». Auch Klein- und Kleinstaufträge lasteten den weitverzweigten Apparat der P aus und brachten Deckungsbeiträge. Die Publicitas war bis zur Jahrtausendwende das stärkste strukturerhaltende Element in der Schweizer Presse. Sie half auch Zeitungstiteln an der Wirtschaftlichkeitsgrenze beim Überleben: staatspolitisch willkommen, wirtschaftlich betrachtet hochproblematisch.

Wann immer irgendwo in der Schweiz Pachtverleger Probleme hatten, war die P zur Stelle. Ob Neuinvestition, Erbgang oder Liquiditätskrise: Die «Bank der Verleger» half. Manchmal wurden die Konditionen vorübergehend zugunsten des Verlegers korrigiert. Ohne weiteres wurden auch jährlich wiederkehrende Sondervergütungen für ein paar Jahre vorausbezahlt. Die häufigste Hilfe waren Darlehen, die in der Regel etwa ein Prozent unter den banküblichen Sätzen verzinst wurden. Die Rückzahlungsfristen wurden grosszügig gehandhabt. Uneinbringliche Darlehen wurden in Aktienkapital umgewandelt. So wurde die P im Lauf der Jahrzehnte zum Minderheitsaktionär bei vielen bedeutenden Verlagen. Damit lud sie sich aber auch politischen Ballast auf, der sie in der unternehmerischen Bewegungsfreiheit behinderte. Ein Beispiel: 1998 gab es, ausgehend von der fruchtbaren Zusammenarbeit bei den Telefon-

verzeichnissen, ernsthafte Versuche, Publicitas und Swisscom zu fusionieren. Der Bund als Swisscom-Mehrheitsaktionär winkte aus medienpolitischen Gründen ab.

Je weiter der Medienwandel – durch den Markteintritt von kommerziellen Radio- und Fernsehstationen, dann durch Internet und soziale Medien – fortschritt, desto stärker wurden die hohen Erträge aus dem Pachtgeschäft mit den Printmedien zur strategischen Falle für die Publicitas. Entgegen den oberflächlichen Kommentaren nach dem Verkauf der Publicitas an Aurelius hatte das Management der Publigroupe nämlich die Innovationen durchaus nicht verschlafen; beim Internet war sie früher dran als die meisten Schweizer Verleger. Aber in entscheidenden Augenblicken war immer die Rücksicht auf das Pachtgeschäft stärker als der Drang nach Neuem. So verzichtete die P früh auf die Vermarktung von Radio- und Fernsehwerbung (worauf Goldbach-Media dankend die Schweizer Vertretung der deutschen Privatsender übernahm). Schon 1994, als der Begriff Internet den meisten Branchenprofis noch nicht geläufig war, hatte die P eine Strategie und einen Versuchsbetrieb: das Immobilienportal Swissimo in der Westschweiz. Aber kaum war dieses flugfähig, legte der mächtige Lausanner Pachtverleger Lamunière die Hand drauf. Wie die meisten seiner Verlegerkollegen beteiligte er sich an den neuen Medien nur in defensivem Geiste, und dieser herrschte auch namentlich in den grossen Publicitas-Filialen.

Was das Publigroupe-Management in der Schweiz mit Rücksicht auf die mehrheitlich konservativ gestimmten und chronisch unzufriedenen Verleger nicht durfte, riskierte es umso freudiger im Ausland. Ein frühes Kind des Internet-Gründungsfiebers war Real Media, entstanden 1994 in den USA und einer der Pioniere für *online targeted advertising* (Zielgruppenwerbung). Eigentlich war Real Media – jedenfalls der Idee nach – ein Vorläufer des Arbeitsansatzes von Google, der erst ab 1998 in Erscheinung trat. Publigroupe stieg ab 1995 schrittweise bei Real Media ein und überraschte die Wirtschaftswelt im Februar 2000 mit der Nachricht, sie fusioniere ihre Internet-Aktivitäten, insbesondere ihre erfolgreiche Entwicklungsgesellschaft MMD, mit Real Media Inc. und übernehme 70 Prozent des Kapitals des neuen Unternehmens.

Obwohl Real Media bei rückläufiger Konjunktur erste Schwächezeichen zeigte, wagte Publigroupe eine zweite Grossinvestition in den USA und kaufte die Panoramic-Werbeagenturgruppe unter Zeitdruck und ohne ausreichende Unternehmensprüfung, wie der damalige CEO Jean-Jacques Zaugg hinterher eingestand. Und da ein Unglück selten allein kommt, platzte in den ohnehin rückläufigen

Markt der weltweite Wirtschaftsschock nach den Attentaten vom 11. September 2001 in New York. Mit diesen beiden US-Engagements verlor die Publigroupe etwa 200 Millionen Franken. Doch nach zwei dividendenlosen Jahren war dieser Blechschaden repariert.

Unentschlossene Führung

Hauptgrund für den schleichenden Niedergang des P-Imperiums war die Uneinigkeit der Aktionäre. Daraus folgte eine unentschlossene, lavierende Führung mit einem Management, das aus Vorsicht zu oft mit angezogener Handbremse unterwegs war. Kernaktionäre waren drei etwa gleich starke Gruppen, hervorgegangen aus den Familien ehemaliger Führungskräfte: die Hegnauers (später Borter), Gerstenhauer (bzw. deren Stiftung) sowie Lanfranchi.

Ursprünglich besass jeder der drei Blöcke etwa 12 Prozent der Stimmen. Der Rest des Aktienbesitzes war weit verstreut. Die Gruppen misstrauten einander zutiefst. Die Lanfranchis waren es schliesslich leid und wollten ihr inzwischen auf rund 20 Prozent angewachsenes Paket 1991 verkaufen – ausgerechnet an die damalige Tages-Anzeiger AG, einen scharfen Rivalen des Publicitas-Systems. Verleger und Mitbesitzer Hans Heinrich Coninx stoppte den Handel in letzter Minute aus firmen- und medienpolitischen Gründen, nicht zuletzt wegen der vielen Verlagsbeteiligungen der Publicitas. Auch die Übernahme der Allgemeinen Plakatgesellschaft (1996–1998) misslang, weil sich die Präsidenten Philippe Pidoux und Jean-Pierre Bonny nicht mochten. Die Publicitas fand definitiv keinen Ausweg aus ihrer während Jahrzehnten hochrentablen Monokultur. ○

Wann immer ein Pachtverleger Probleme hatte, war die P zur Stelle.

INVESTMENTIDEEN FÜR DIE ÄRA TRUMP



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), welche Investmentideen wir für die Ära Trump als interessant erachten.»

Marcel Schnyder
Chief Investment Officer

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 49
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
CH-9004 ST. GALLEN SCHMIEDGASSE 28 +41 71 226 53 53
www.reichmuthco.ch



Schwäche bei Neugeldern: Bankenviertel in Genf.

Finanzplatz in der Dauerdefensive

Seit dem faktischen Ende des Bankkundengeheimnisses verliert die Schweiz nicht nur europäische, sondern auch viele südamerikanische Kunden. Private Geldhäuser schlagen Alarm.

Von Claude Baumann

In der Regel hüten sich Schweizer Privatbankiers vor allzu markigen Sprüchen. Doch die Zeiten haben sich geändert. Auch in Genf. Dort gab Yves Mirabaud, seines Zeichens Präsident der Finanzplatz-Vereinigung Fondation Genève Place Financière (FGPF), unlängst zu Protokoll, die Branche brauche einen «Elektroschock». Es sei nun dringliches Handeln von Unternehmen und der Politik gefordert, so der Bankier, der auch die Privatbank Mirabaud leitet. «Jeder Defätismus wäre jetzt fehl am Platz», sagte er seinen verblüfften Zuhörern kämpferisch.

Yves Mirabaud hat allen Grund, die Alarmglocken zu läuten, denn um den Genfer Finanzplatz steht es schlecht, bedrohlich schlecht sogar. Im Vergleich zu anderen Zentren droht die Rhonestadt an Bedeutung zu verlieren; selbst die grösseren Häuser am Platz schreiben im laufenden Jahr deutlich weniger Gewinn als 2015, und nichts deutet darauf hin, dass diese Entwicklung auf absehbare Zeit ein Ende finden könnte. Entsprechend erreicht auch die Arbeitslosigkeit unter Bankangestellten in Genf, wo knapp 40 000 Leute in der Finanzbranche tätig sind, ein besorgniserregendes Ausmass. Laut dem Arbeitgeberverband der Bankenbranche stieg sie dort zuletzt auf 3,3 Prozent und liegt damit über dem schweizerischen Durchschnitt anderer Branchen.

Die Bedrohungslage ist akut, wie diverse Untersuchungen zeigen. Eine Umfrage der FGPF unter Vermögensverwaltern weist auf stagnierende bis stark schwindende Neugelder hin, vor allem die europäischen und lateinamerikanischen Kunden bleiben aus.

Dieser Befund ist ein Indikator dafür, dass sich im Swiss Banking einiges verändert: Mit dem faktischen Ende des Schweizer Bankkundengeheimnisses für ausländische Kun-

Die Haltung der USA erweist sich als unglaubliche Doppelmoral.

den bleibt erstens nicht nur die europäische Klientel weg, sondern mit den fortschreitenden Transparenzbestrebungen in der Welt wandern zweitens auch viele südamerikanische Kunden ab. Dies ist insofern alarmierend, als es sich dabei mehrheitlich nicht um sogenannte Steuerflüchtlinge handelt, sondern um wohlhabende Familien und Unternehmer, welche die Schweiz und deren Finanzplatz nicht dafür missbraucht haben, dem Steuervogt ihres Landes ein Schnippchen zu schlagen, sondern um ihre finanzielle Privatsphäre zu wahren und ihr Vermögen in Sicherheit zu wissen.

Denn gerade in lateinamerikanischen Ländern müssen viele Leute dauernd befürchten, dass Informationen über ihre finanziellen Verhältnisse aufgrund der grassierenden Korruption und Kriminalität schnell einmal in falsche Hände geraten und so als Erpressungsmaterial dienen.

Diese Schutz- und Sicherheitsrolle, welche der Schweiz in den letzten fünf Jahrzehnten zukam, geht nun zusehends verloren, vor allem seit immer mehr internationale Transparenzbestrebungen Realität werden. Ein gutes Beispiel dafür ist der automatische Informationsaustausch (AIA), der es den einzelnen Staaten gegenseitig erlaubt, bei Verdacht auf Steuer- oder andere Finanzkriminalität Amts- und Rechtshilfe einzuholen. Im Verlauf der nächsten Jahre werden rund hundert Länder etappenweise und in unterschiedlichen Varianten diesem Abkommen gerecht werden – so auch die Schweiz, die dabei erst noch eine Vorreiterrolle übernimmt. Wie sich zeigt, hat dies fatale Konsequenzen für die Privatbanken in der Schweiz. Sie sind nicht nur dem branchenweiten Transformationsprozess ausgeliefert, sondern müssen unter der Last einer ungebremst ausufernden Reglementierung hinnehmen, dass ihre besten Kunden ausbleiben.

Zynischerweise verlagern viele dieser (lateinamerikanischen) Kunden ihr Geld ausgerechnet in die USA, was aus geografischen Gründen

durchaus Sinn macht. Aber darüber hinaus bieten die Vereinigten Staaten von Amerika weitere Vorzüge: Der Dollar als Landeswährung ist auch in Südamerika weit verbreitet; die in den USA zumeist angebotenen Finanzprodukte sind vergleichsweise einfach konzipiert, was den lateinamerikanischen Kunden besonders behagt, zumal sie vor allem Obligationen bevorzugen, weil diese ihnen relativ sichere und wiederkehrende Renditen bescheren; und last, but not least herrschen zwischen Miami und New York noch Zustände, wie sie in der Schweiz schon seit langem nicht mehr vorstellbar sind.

Es ist ein offenes Geheimnis, dass die Banken in den USA sich einen Deut darum scheren, wer bei Kontoeröffnungen von Personen, die nicht in Amerika leben, der rechtmässige Besitzer dieser Bankbeziehung ist und woher das Geld stammt. Möglich ist dies, weil die USA am AIA nicht partizipieren. Lediglich zur Prüfung ihrer eigenen Staatsbürger unterhalten die US-Steuerbehörden das Fatca-Regelwerk. Insofern erweist sich die Haltung der USA, die anderen Ländern ihre Gesetze aufzwingen, als eine ungläubliche Doppelmoral.

Doppelspiel der USA geht weiter

Wie die *Sonntagszeitung* im Herbst kolportierte, geht das amerikanische Doppelspiel inzwischen noch einen Schritt weiter, indem Mitarbeiter der grössten US-Bank, J.P. Morgan, von Chicago aus bei Schweizer Vermögensverwaltern für ein Finanzvehikel werben, das sich dazu eignet, Gelder vor dem Fiskus zu verstecken. Eine solche Praxis widerspricht natürlich klar den Massstäben der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zur Bekämpfung von Steuerhinterziehung und Geldwäscherei. Oder anders formuliert: Die Amerikaner nutzen eine Rechtslücke aus, weil Washington den AIA nicht ratifiziert hat. Für solche Machenschaften mussten die Schweizer Banken in den vergangenen Jahren hart büssen. Und die treibende Kraft hinter den milliardenhohen Strafen waren – die USA.

Natürlich haben die jüngsten Vorkommnisse die Politik und Diplomatie auf den Plan gerufen. Er habe dies «selbstverständlich beim amerikanischen Justizministerium angebracht», sagte Jörg Gasser, der neue Staatssekretär für internationale Finanzfragen, unlängst in der SRF-«Samstagsrundschau». «Wir haben gesagt, dass wir dieser Sache nachgehen.» Auch die Kollegen in Washington, D. C. hätten «sehr grosses Interesse gezeigt an dem Fall», so Gasser – «sie erwarten, dass wir das entsprechend untersuchen und ihnen Informationen übermitteln.»

Der Staatssekretär liess überdies wissen, dass sich auch die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) des Falls angenommen habe: «Das wird untersucht von der Finma. Sie geht diesem Verdacht nach», versicherte Gasser. Allerdings geht dies manchen Politikern eindeutig zu wenig weit, oder zumindest sind sie

der Auffassung, dass die Finma nicht die nötige Härte an den Tag legen könne, um ein solches Problem in den Griff zu bekommen.

Hart ins Gericht mit der Finma geht in diesem Zusammenhang der Zürcher SVP-Nationalrat und Präsident der Geschäftsprüfungs-



«Elektroschock»: Privatbankier Mirabaud.



«Das wird untersucht»: Staatssekretär Gasser.

kommission (GPK), Alfred Heer. Gegenüber verschiedenen Medien gab er zu Protokoll, die Finma führe «ein Eigenleben» und sei «der politischen Kontrolle entzogen».

Tatsächlich ist die Finanzmarktaufsicht als Behörde eine unabhängige, öffentlich-rechtliche Anstalt und somit nicht einem allfälligen Zugriff der GPK und selbst des Bundesrats ausgeliefert. Doch genau das ist Heer ein Dorn im Auge, wenn es darum geht, Vorkommnisse wie im Falle der Bank J.P. Morgan auch in politischer und rechtlicher Hinsicht zu ahnden. Angesichts solcher Dimensionen fordert der Zürcher eine parlamentarische Initiative, die darauf abzielt, die Verantwortlichen der Finma in die Bundesverwaltung zu integrieren und dadurch dem parlamentarischen Zugriff zu unterstellen.

Einen anderen Vorstoss hat Pierin Vincenz lanciert. Der frühere Raiffeisen-CEO fordert eine Bewilligungspflicht für Finanzdienstleistungen aus dem Ausland – nicht zuletzt vor

dem Hintergrund, dass sich das Vorgehen von J.P. Morgan als systematisch herausstellen sollte. Er setzt sich dafür ein, dass ausländische Finanzinstitute, die von ausserhalb der Schweiz hierzulande Finanzdienstleistungen anbieten, sich künftig bei den hiesigen Behörden registrieren lassen müssen. Abwehrmassnahmen stehen also im Vordergrund.

Es fragt sich indessen, ob derlei Rochaden und Massnahmen dem Finanzplatz letztlich die nötige Schlagkraft verleihen, um in der Zukunft seinen Rang zu verteidigen, oder ob es nicht eher an etwas Grundsätzlichem mangelt – nämlich an einer langfristigen Strategie, wie die Schweiz sich in einer vollkommen globalisierten und extrem kompetitiven Welt als Anbieterin erstklassiger Finanzdienstleistungen behaupten und weiter profilieren kann.

«Eigentlich eine Grossmacht»

Ein Kritiker der undifferenzierten und daher schwachen Position des Schweizer Finanzplatzes ist der frühere Schweizer Botschafter Thomas Borer. Er beklagt, dass unser Land mangels einer modernen Finanzplatzstrategie Gefahr laufe, weitere Vorteile ans Ausland zu verlieren – was nicht zuletzt die Abwanderungsbewegungen der lateinamerikanischen Kunden in Genf unterstreichen. Für ihn in seiner heutigen Funktion als Unternehmensberater, namentlich als Senior Advisor für den internationalen Beratungskonzern Oliver Wyman, sind derlei Umfragebefunde Wasser auf seine Mühlen. Ganz unrecht hat er indes nicht.

Seit die Welt nach der Jahrtausendwende zum Kampf gegen Steueroasen und Steuerbetrug aufrief, befindet sich die Schweiz politisch in der Dauerdefensive, muss klein begeben und setzt so einen bedeutenden Wirtschaftszweig dem Risiko aus, zerstört zu werden. Vor diesem Hintergrund plädiert Borer für eine Strategie, die von der Branche für die zehn bis fünfzehn wichtigsten Zielmärkte der Schweiz (und deren Finanzplatz) formuliert und von der Regierung mitgetragen werden müsste. Argumente für unser Land gebe es genug.

«Eigentlich ist die Schweiz eine Grossmacht», sagt Borer und verweist auf diverse Erhebungen, in denen unser Land, sei es gemessen an der Wettbewerbsfähigkeit, Innovation, Bildung, am Gesundheitswesen oder an der Finanzkraft, stets Spitzenränge einnimmt. Auch in Bezug auf die Börsenkapitalisierung zählt die Schweiz zu den internationalen Schwergewichten und, gemessen an der Attraktivität ihrer Marke (Nation Brands Report), liegt sie im globalen Vergleich an 14. Stelle, «doch wir scheinen den Glauben, dass wir ein Kleinstaat sind, schon mit der Muttermilch aufgesogen zu haben», sagt Borer. Dabei hätte sich die Schweiz schon immer stärker zur Wehr setzen können, findet der Ex-Botschafter. «Sie hätte klarstellen müssen, dass jeder Angriff auf die Schweiz seinen Preis hat.» ○

Mehr Verstand als Glück

Victoria Beckham wurde von der Queen zur Ritterin geschlagen. Das Ex-Spice-Girl, das die Metrosexualität erfand und heute als Designerin erstaunt, hat die Ehre verdient. *Von Claudia Schumacher*

Begabung, Glück, hervorragende Gene? «Nichts in meinem Leben kam jemals natürlich. Ich musste für alles arbeiten», sagt Victoria Beckham oft in Interviews. Manchmal fügt sie noch an, dass sie nie die Hübscheste war. Und auch nicht die Talentierteste. Sie sei nur einfach jemand, der viel Willensstärke und Disziplin darauf verwende, das Beste aus sich zu machen.

Es sind diese betont bescheidenen Selbsterklärungen, für die Victoria Beckham häufig Hohn kassiert. Denn die supersexy und superreiche Gattin von Fussball-Beau David Beckham wirkt mit ihren dunklen Katzenaugen und ihren Louboutins nicht gerade wie das arme Aschenputtel, das einfach nur das Herz am rechten Fleck hat. Auch andere Frauen geben sich Mühe im Leben – ohne dass sich der Markenwert ihrer Familie auf 508 Millionen Pfund beläuft und der Patenonkel ihrer Söhne Elton John heisst. Entsprechend fielen die Reaktionen aus, als Beckham dreizehn Jahre nach ihrem Mann jetzt am Neujahrstag von der Queen den Ritterschlag erhielt, den «Most Excellent Order of the British Empire». So viel Ehre – wofür? «Posh Spice verdient ihren Ritterschlag für diesen unglaublichen Furz, den sie mal abgelassen hat», giftete der britische Humorist Ricky Gervais auf Twitter über die 42-Jährige.

Die Beckham-Macherin

Vielleicht ist es das Reiche-Mädchen-Image, das Beckham bei den Spice Girls verpasst bekam, oder ihre bedachte, etwas versnobt wirkende Sprechweise, die sie bis heute vielen so unsympathisch erscheinen lässt. Zudem hatte sie in den nuller Jahren diese Phase, in der sie es lustig fand, sich in Reality-TV-Shows als Luxus-Dummchen à la Paris Hilton zu inszenieren. Doch ein echtes Dummchen würde heute wohl kaum in der Mode, einer der härtesten Branchen der Welt, jährlich über dreissig Millionen Pfund erwirtschaften.

Die vierfache Mutter ist als Designerin mit ihrem gleichnamigen Modelabel sehr erfolgreich – und sie hat sich unter Kennern Respekt erarbeitet. 2011 gewann Victoria Beckham bei den British Fashion Awards in der Kategorie Designermarke des Jahres. Das Label steht für eine urbane, minimalistische Eleganz mit verspielten, femininen Details. Die Kleider werden von Stars wie Eva Longoria und Gwyneth Paltrow getragen, und selbst die Chefin der amerikanischen *Vogue*, Anna Wintour, ist angetan. «Erstaunlich», sagt die

im Allgemeinen eher für zynische Kommentare bekannte Wintour über die Neuerfindung Victoria Beckhams als Designerin. Diese hätte ihren Namen verkaufen können und andere die Arbeit machen lassen. Stattdessen krepelte Beckham selbst die Ärmel hoch, mietete Ende der nuller Jahre schlichte Räumlichkeiten in Südlondon an und machte sich mit einem kleinen Team an die Entwürfe. Beckham erzählt in Interviews, dass sie damals oft in der Unterhose im Atelier stand, um ihre eigenen Designs auf deren Tragbarkeit zu prüfen. «Ich habe ein sehr genaues Auge», sagt sie. «Ich weiss, wie Dinge aussehen sollten und wie sie sich anfühlen müssen.»

Wenn ihr Mann David zum Ritter wurde, weil er wusste, wie man den Fuss gegen den Ball haut: Warum sollte Victoria für ihre Leistungen als Designerin nicht die gleiche Anerkennung erhalten? Nicht zu vergessen der Beifall, den sie in den letzten Jahren ausserdem für ihren Kampf gegen Aids als «International Goodwill Ambassador» der Uno erhielt.

Um zu verstehen, wie hart Victoria Beckham für ihr glamouröses Leben gearbeitet hat und wie weit sie tatsächlich von Natur aus davon entfernt war, muss man sich Videos von ihr aus den frühen neunziger Jahren ansehen. Zu dieser Zeit war sie noch ein Teenager namens Victoria Caroline Adams, der in einer Vorstadt nordöstlich von London lebte. Sie machte eine Musiktheater-Ausbildung und trat bei verschiedenen Castings an. Aus heutiger Sicht, mit der Size-Zero-Beckham vor Augen, ist es kaum zu glauben, was man in den Bewerbungsvideos von damals sieht: ein dickliches Mädchen, dessen grosse Stupsnase ihrem Mondgesicht geradezu schweinchenartige Züge verleiht. Ihr Gesang ist zwar nicht schlecht, aber keinesfalls aussergewöhnlich



Angestrengt: Beckham (z. v. r.), Spice Girls, 1995.



Doppelt geadelt: Brautpaar Beckham 1999.

und auch nicht sehr berührend. Tatsächlich wirkte Victoria Adams früher eher angestrengt.

Es ist eine Zeitungsanzeige, die das Leben des Mädchens grundlegend verändert. Darin werden junge Frauen zwischen 18 und 23 Jahren für eine Girlgroup gesucht. «Strassenschlau, extrovertiert, ehrgeizig und fokussiert» sollen sie sein und «die Fähigkeit zum Singen/Tanzen» mitbringen. Was auf das Casting folgt, ist eines der seltsamsten Pop-Experimente des ausgehenden 20. Jahrhunderts: Fünf unterschiedliche Mädchen, unter ihnen Victoria Adams, werden ein Jahr lang in ein Haus gesteckt, um als Gruppe zusammenzuwachsen und ein Album aufzunehmen.

Was sich damals im Jahr 1994 in diesem Haus abspielte, trägt tatsächlich Züge des Aschenputtel-Märchens. Keine veränderte sich so stark wie Victoria. Zu Beginn des Trainings noch die Dickste und am wenigsten Hübsche der Gruppe, war sie am Ende nicht nur die Schlankste, sondern in ihrem schwarzen Etuikleid im Video des Hit-Debüts «Wannabe» auch der eigentliche Hingucker. Die Verwandlung vom Entlein in den Schwan war auch deshalb so wichtig für sie, weil sie nun mal das dünnste Stimmchen der Gruppe hatte und ansonsten untergegangen wäre.

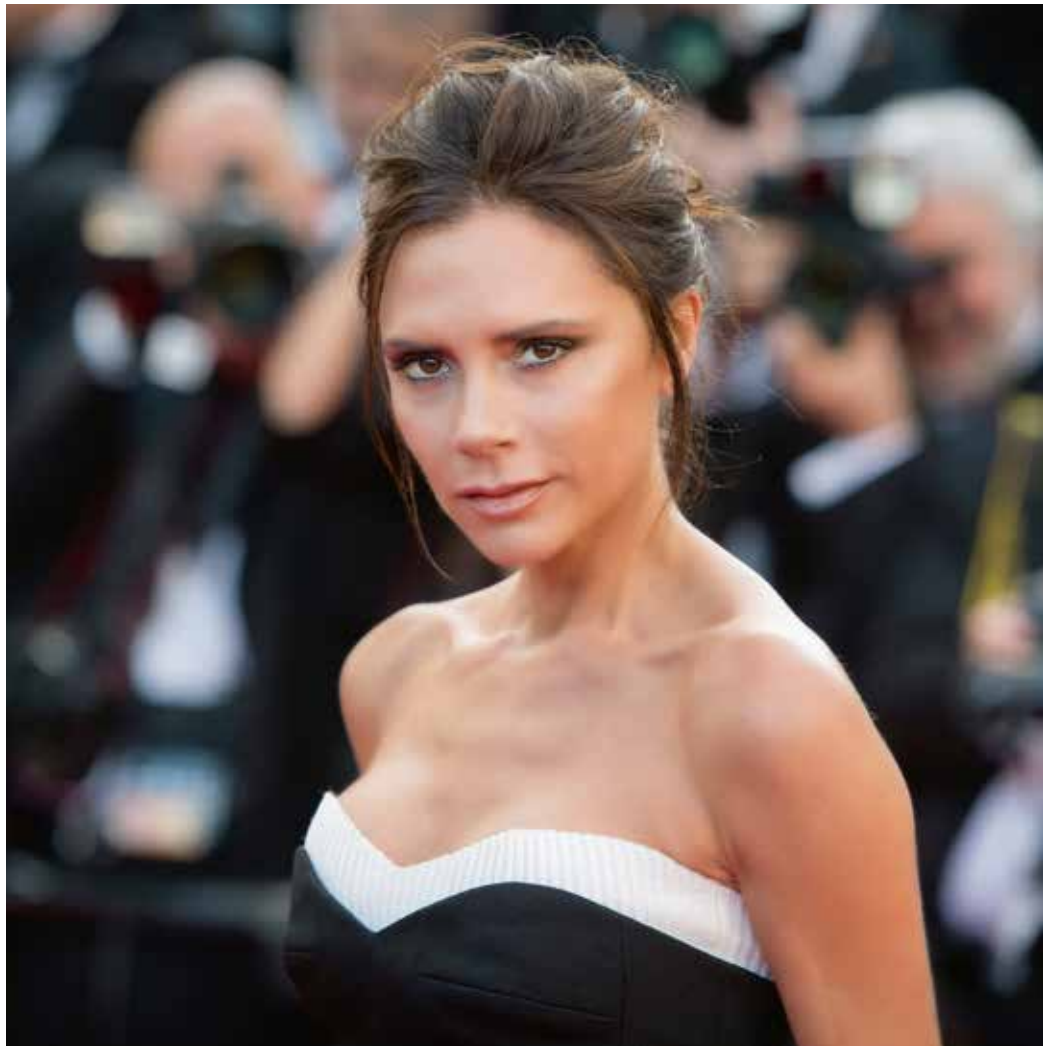


Image-Gestalterin: Modedesignerin und Sängerin Beckham.

Rückblickend bezeichnet sich Beckham in ihrer Rolle bei den Spice Girls, wo sie immer am Rand stand, selbstironisch als «Buchstütze». Im Hintergrund singen, quasi ein Aschenputtel-Dasein auf hohem Niveau führen, das hat sie bei den Spice Girls gelernt. Eine Fähigkeit, die sie später sogar noch stärker brauchen wird, um sich in der Öffentlichkeit zu halten. Denn die Begegnung mit David Beckham nach einem Spiel von Manchester United im Jahr 1997 wird Segen und Fluch zugleich.

Der Wille formt das Schicksal

Sie, die damals Berühmtere der beiden, kannte den blonden Spieler gar nicht. Aber ihm gefiel sie bereits vom Fernsehen, und er wollte sie unbedingt kennenlernen. David Beckhams damaliger Trainer sagte später einmal in einem Interview, dass der Moment, in dem Posh Spice in Beckhams Leben trat, auch der Moment gewesen sei, da dieser aufhörte, sich in erster Linie für Fußball zu interessieren. Aus heutiger Sicht war aber genau dies das Beste, was ihm passieren konnte. Victoria wurde zur Image-Gestalterin ihres Mannes, der zwar ein sehr guter Fußballer war, aber nicht der beste. Dafür war er bald der bekannteste. Victoria erzählte im Fernsehen, er benutze ihre Pflegeprodukte und trage manch-

mal ihre Unterwäsche: Sie arbeitete in der testosteronbetonten Welt des Fußballs die weiblichen Seiten ihres Mannes heraus – das fiel auf, machte ihn interessant und verlieh ihm hohen Unterhaltungswert. Mit pinken Fingernägeln liess sie ihren muskulösen Gatten aufs Spielfeld laufen – und er machte Schlagzeilen. Die vermarktungstechnisch so wichtige Selbstinszenierung heutiger Fußballer begann mit Beckham, Victoria Beckham. Denn sie war der Teil des *power couples* mit dem strategischen Kalkül und verstand sich dank ihrer Schulung auf Inszenierungen. Es ist ihr zu verdanken, dass David Beckham als Begründer der Metrosexualität gilt und ein Sexsymbol wurde, das für Frauen ebenso wie für homosexuelle Männer funktionierte und ihm einen Werbevertrag nach dem anderen einbrachte. Noch heute, vier Jahre nach Beenden der Fußballkarriere, hat er jährliche Einnahmen in zweistelliger Millionenhöhe.

Victoria hat ihrem David wiederum zu verdanken, dass sie sich nach den Spice Girls mit ihren Reality-TV-Shows und ihren vier Kindern in der A-Liga der internationalen Prominenz halten konnte, anstatt wie ihre früheren

Bandkolleginnen mit der Zeit in der britischen B-Liga zu verschwinden. Ihr erstes Modelabel gründete Victoria Beckham erst 2006, fünf Jahre nach dem Ende der Spice Girls.

Die Liebe zum Fußballstar hatte für Victoria aber auch Schattenseiten. Denn plötzlich war das heisseste Spice Girl neben der strahlenden Schönheit David Beckham nicht mehr die Hübsche, sondern galt vor allem als «witzig».

Und obwohl sie viel für ihn getan hatte, betrog er sie mit anderen Frauen. Hinzu kam, dass Victoria mehrmals Opfer von Kidnapping-Versuchen wurde, die zwar vereitelt werden konnten, aber Angst hinterliessen.

Unschöne Geschichten – doch sie liegen Jahre zurück. Auch wenn

sich immer wieder Trennungsgerüchte um die Beckhams ranken, gibt es sie nun schon seit zwanzig Jahren – heute als doppelt geadelte Ritterfamilie. Auch ihre Kinder feiern mittlerweile als Models, Sänger und It-Boys die ersten Erfolge; das fünfjährige Töchterchen Harper Seven – ganz die Mama – bekommt bereits Stilkritiken von der *New York Times*.

«Ich glaube, dass der Wille unser Schicksal formt», sagt Victoria Beckham. Ihre eigene Geschichte ist kein schlechtes Beispiel dafür. ○

Rückblickend bezeichnet sich Beckham ironisch als «Buchstütze».

«Trump legt weiter zu»

Als Umfragechef von Donald Trump hat John McLaughlin dem Aussenseiter den Weg ins Weisse Haus geebnet. Trumps Potenzial sei noch längst nicht ausgeschöpft, sagt er. Am nächsten Montag tritt McLaughlin am *Weltwoche*-Podium in Zürich auf. Von Urs Gehrig

2016 war ein katastrophales Jahr für die Zunft der Meinungsforscher. Bei den zwei wichtigsten Urnengängen – Brexit und US-Präsidentenwahl – lagen Heerscharen von «Experten» daneben. Nicht so John McLaughlin. Der Demoskop mit eigener Firma in New York entdeckte schon vor Jahren das Potenzial von Donald Trump für die Wahl zum US-Präsidenten. Im Frühling heuerte McLaughlin als Umfragechef im Team Trump an und navigierte den Bau- und Unterhaltungs milliardär ins Oval Office.

Wann waren Sie zum ersten Mal überzeugt, dass Donald Trump die Präsidentschaft gewinnen kann?

Vor fünf Jahren. 2011 überlegte Donald Trump, gegen Barack Obama ins Rennen zu steigen. Ich arbeitete einen Monat für ihn, um einen Kampagnenplan für die Wahlen 2012 auszuhecken. Nach seiner ersten Amtszeit war Obama verwundbar. Ich war überzeugt, Trump würde die Wahlen gewinnen. Doch er entschied sich aus privaten und geschäftlichen Gründen gegen eine Kandidatur. Wir blieben in Kontakt. Nach seiner Niederlage in Wisconsin in den Primaries letzten Frühling rief er mich an. Ich habe nicht einen Moment daran gezweifelt, dass Trump die Nomination erreichen und Hillary Clinton schlagen würde.

Was stimmte Sie zuversichtlich?

Donald Trump selbst. Sein Charisma, sein beruflicher Erfolg, sein Siegeswille. Er ist ehrgeizig und arbeitet extrem hart. Wenn man bedenkt, wie eng die Wahlen schliesslich ausgingen, begreift man, dass sein unermüdlicher Einsatz entscheidend war. In den drei Schlüsselstaaten Michigan, Pennsylvania und Wisconsin haben wir mit einem Total von 78 000 Stimmen Vorsprung gewonnen. Gegen Ende des Wahlkampfs legte Trump fünf bis sechs Auftritte pro Tag hin.

Die meisten Umfragen sahen Hillary als klare Favoritin. Am Wahltag hatte Clintons Wahlkampfteam bereits den Champagner kalt gestellt. Warum lagen fast alle Prognosen daneben?

Die Umfragen waren falsch, weil sie auf Modellen von 2012 basierten. Sie gingen davon aus, dass Barack Obama und Hillary Clinton dieselben Leute seien. Aber sie war weniger populär als er. Clinton überstieg nie die Schwelle von 50 Prozent Zustimmung. Sie vermochte nie die Wahlkoalition zu schmie-

den, die Obama zum Erfolg geführt hatte. Viele Amerikaner sahen in ihr eine nicht vertrauenswürdige und unehrliche Kandidatin. Als gegen sie Korruptionsvorwürfe erhoben wurden, erlitt sie einen herben Rückschlag, von dem sie sich nie richtig erholt hat.

Sie erkannten in Ihren Umfrageergebnissen etwas, was Trump grössere Siegeschancen versprach, als alle dachten. Was war es?

Bereits im September 2015 entnahmen wir unseren Umfragedaten, dass die meisten Amerikaner den Kurs ändern wollten, weg von der Politik Barack Obamas. 56 Prozent waren für eine Neuorientierung. Bloss 34 Prozent zeigten sich mit der Politik des Präsidenten zufrieden. Ich drängte Trump dazu, «Change» als wichtigste Botschaft mit grosstem Nachdruck zu propagieren. Diese Botschaft erwies sich als Schlüssel zum Erfolg.

Trumps Wahlsieg ist einzigartig in der Geschichte Amerikas. Er kämpfte gegen die



«Schlüssel zum Erfolg»: Demoskop McLaughlin.

Elite seiner eigenen Partei, hatte das ganze Washingtoner Establishment und die meisten Medien gegen sich. Welches war Ihre Strategie zum Sieg?

Die USA haben 230 Millionen wahlberechtigte Bürger. 90 Millionen von ihnen waren bei den Wahlen 2012 den Urnen ferngeblie-

«Ich habe nicht einen Moment daran gezweifelt, dass Trump Hillary Clinton schlagen würde.»

ben. Wir waren überzeugt, dass sich unter den Wahlabsinenten viele Konservative befanden. Wir verfügten über Listen von Leuten, die 2008 und bei den Zwischenwahlen 2010 konservativ gewählt hatten, aber 2012 zu Hause geblieben waren. Im Schlüsselstaat

Virginia war es eine halbe Million, in jenem von Florida eine Million, in jenem von Ohio waren es 800 000. Sie hätten das Wahlergebnis 2012 zugunsten von Mitt Romney gedreht, wenn sie ihre Stimmen abgegeben hätten.

Wer sind diese Leute?

Die meisten von ihnen verdienen weniger als 60 000 Dollar pro Jahr. Viele stammen aus der Arbeiterklasse, etliche leben am Existenzminimum. Wenn sie krank werden, können sie ihre Krankenkasse nicht bezahlen. Wir haben eine Strategie entwickelt, anhand deren wir den «Sonnengürtel», jenes Gebiet südlich des 37. Breitengrades, das traditionell republikanisch wählt, mit dem «Rostgürtel», der ältesten und grössten Industriezone im Nordosten der USA, vereinten. Wir wussten, dass wir mit dieser Koalition im Kernland der USA Clinton schlagen konnten. Unser Team fokussierte auf die Wähler, die keine Fortsetzung der Obama-Politik wollten, aber noch nicht bereit waren, Trump zu wählen. Zweitens richteten wir unser Augenmerk auf die Wähler, die nach einer Alternative suchten, weil ihnen beide Kandidaten nicht passten, und die Sympathien für Minoritätenkandidaten hegten. Drittens nahmen wir Millionen von Wählern in den «Swing States» [Staaten mit wechselnden Mehrheiten, Red.] ins Visier, die 2012 nicht gewählt hatten. Es gab vierzehn «Swing States» – was ungewöhnlich viel ist. 2016 gingen in diesen Schlüsselstaaten statt 50 Prozent, wie vor vier Jahren, bis zu 70 Prozent an die Urnen. Trump arbeitete bis zum Schluss, um ein Maximum dieser Wähler für sich zu gewinnen.

2015 verhalfen Sie Benjamin Netanjahu zum Sieg bei den Regierungswahlen in Israel. Dabei erkannten Sie Gemeinsamkeiten zwischen Netanjahu und Trump, die Sie in Ihrer Zuversicht hinsichtlich eines Trump-Siegs bei den US-Wahlen bestärkten. Welche?

Beide verkörpern Sicherheit und sind charismatische Führungsfiguren. Beide haben einen guten Draht zum Volk. Und beide lagen in den Umfragen zurück. Wie mit Netanjahu führte ich mit Trump eine Kampagne «von hinten». Dies ist ein Vorteil. Wenn du führst, ändert sich plötzlich die Psychologie. Hätte Trump in Führung gelegen, wären die Angriffe der Medien noch intensiver geworden, als sie es ohnehin schon waren. Und die Anhänger des Favoriten tendieren dazu, am Wahltag aus Siegesgewissheit zu Hause zu bleiben.



Draht zum Volk: Präsident Trump.

Trump zieht dank einem Stimmenmehr bei den Wahlmännern ins Weisse Haus ein. Vom Volk allerdings hat er 2,8 Millionen Stimmen weniger erhalten als Hillary Clinton. Wie kann er als Präsident das Vertrauen und die Unterstützung der Mehrheit gewinnen?

Wenn man Kalifornien nicht mitzählt, hätten wir das Volksmehr («popular vote») gewonnen. Wir haben dort keine Kampagne geführt, weil wir uns auf die Wahlmänner («electoral vote») konzentrierten, die allein die Wahlen entscheiden. Klar hätten wir auch das Volksmehr gerne gewonnen. Ich bin überzeugt, dass Trump dies bei den nächsten Wahlen schaffen kann. Ob es ihm gelingt, hängt von zwei Faktoren ab: Prosperität und Sicherheit. Die USA werden unter Trump stärker werden, und hoffentlich wird das für unsere Bevölkerung mehr Sicherheit bringen. Um stärker zu werden, müssen wir unsere Wirtschaft in Schwung bringen. Wenn die Wirtschaft wächst, werden die Arbeiterschicht und die Mittelklasse uns wählen. Die Wirtschaft beleben, Jobs schaffen, Sicherheit für die US-Bürger in einer zunehmend gefährlichen Welt herstellen – das sind die zentralen Herausforderungen, die Trump meistern muss.

Wie kommt Trumps Management der Übergangsphase im Volk an?

Seine Ernennungen der Minister, seine offene Sprache, sein Einsatz, um grosse Konzerne von der Abwanderung ins Ausland abzuhalten, zeigen Wirkung. Unsere Umfragen nach den Wahlen belegen, dass

sich die öffentliche Meinung deutlich zugunsten von Trump bewegt. Während des Wahlkampfes hatten sich regelmässig weit über 50 Prozent der Amerikaner negativ über Trump geäussert. Doch im Dezember

«Trump hat das Moment ausgebaut, das ihm zum Wahlsieg verholfen hat.»

stieg die Zustimmung für Trump auf 48 Prozent, die Negativwerte sanken auf 41 Prozent. Dies belegt, dass Trump das Moment, das ihm zum Wahlsieg verholfen hat, ausgebaut hat.

Ihren jüngsten Umfragedaten entnehmen Sie eine schlechte Nachricht für die Demokraten. Welche?

Trump legt weiter zu. Er dringt signifikant in die Basis der Demokraten ein. Es ist entscheidend, dass er mit einer geeinten republikanischen Mannschaft den Wandel, für den er gewählt worden ist, vom ersten Tag seiner Präsidentschaft an umsetzt. Schafft er das, werden die Republikaner auf lange Frist zur Mehrheitspartei.

John McLaughlin arbeitet seit dreissig Jahren als Berater und Meinungsforscher. Zu den Klienten seiner Firma McLaughlin & Associates gehören Steve Forbes, Arnold Schwarzenegger, Jeb Bush sowie über vierzig republikanische Mitglieder des US-Kongresses.

McLaughlin ist nächsten Montag, 16. Januar, Gast auf dem *Weltwoche*-Podium «Das Phänomen Donald Trump». Ort: «Renaissance Zurich Tower Hotel», Turbinenstrasse 20, 8005 Zürich. Beginn: 19.30 Uhr.

Psychosen

Herzzerreissend

In Amerika tobt eine gefährliche Seuche: das «Trump Derangement Syndrome».

Die Ansteckung erfolgt beim Konsum von Nachrichten, die Inkubationszeit ist kurz, ebenso wie die Stadien der Krankheit bis zum Endzustand: chronische Lähmung von Realitätssinn und logischem Denken. Der Erreger ist der neue Präsident. Jeder seiner Tweets löst einen neuen Schub aus. Eine Heilung scheint unmöglich. Immun sind die Wähler von Donald Trump.

Amerika redet von «TDS» – dem «Trump Derangement Syndrome». Das «Urban Dictionary» für Neologismen der Umgangssprache in den USA definiert es als «geistige Störung, die Kritiker mit hass-erfüllten Gedanken und Gefühlen für Donald Trump ausrasten lässt».

«Wie erkennen Sie, ob Sie am TDS leiden?», fragte unlängst der *Boston Herald* und zählte auf: «Wenn man alle Einwanderer liebt ausser Melania Trump.» Oder wenn man der Meinung sei, dass «2016 das schlimmste Jahr meines Lebens war».

Realitätsverlust, Übertreibungen und Hysterie kennzeichnen den späteren Krankheitsverlauf. Besonders häufig zeigt sich dies in den Vergleichen zwischen Trump und Adolf Hitler. So fragte das Magazin *Time* nicht danach, ob es Parallelen zwischen den beiden gebe, sondern wie ähnlich sich die beiden seien. Wahre Brutstätten des TDS sind Hollywood und Amerikas Universitäten: Eine schluchzende Meryl Streep beichtete, dass Trump ihr Herz gebrochen habe – allerdings nicht in einem romantischen Sinn. Gemeinsam weinten vorher schon die Studenten der Cornell University, die ein *cry-in* veranstalteten.

So weit ist man in Europa noch nicht, obgleich das TDS auch hier wütet, vor allem in den Medien. Nicht einmal Zeitungen wie *Die Zeit* und die *NZZ* sind immun: «Oh my God», titelten die Hamburger Blattmacher nach Trumps Sieg. «Der falsche Präsident», urteilten apodiktisch die Kollegen von der Falkenstrasse. Das abschreckendste Krankheitsbild zeigte der *Spiegel*, der Trump als Endzeit-Supernova auf die Erde zurasen liess. Die Medizin sieht hier Wahnvorstellungen am Werk: Furcht vor nicht existierenden Bedrohungen. Empfohlen werden Beruhigungsmittel und eine begleitende Gesprächstherapie. *Wolfgang Koydl*

Putsch mit Ansage

Facebook und Fake News: In Deutschland laufen gerade die Vorbereitungen für einen Umsturz, wie es ihn in der Geschichte des Landes noch nicht gegeben hat.

Von Henryk M. Broder und Daniel Stolle (Illustration)

Zweierlei macht das Besondere des Putschplans aus. Die Vorbereitungen finden nicht heimlich, sondern in aller Öffentlichkeit statt. Und es sind nicht irgendwelche Anarchisten, Militärs oder Revoluzzer, welche die Regierung aus dem Amt jagen und die Macht an sich reißen wollen, es ist die Regierung, die das Volk entmachten möchte. Vollkommen legal, mit Hilfe von Massnahmen, die parteiübergreifend beschlossen werden sollen.

Es geht um Fake News, also um gefälschte Nachrichten, die im Netz verbreitet und unter anderem dafür verantwortlich gemacht werden, dass die Briten für den Brexit gestimmt und die Amerikaner Donald Trump zum Präsidenten gewählt haben. So lesen und hören wir es inzwischen beinahe täglich in den seriösen Nachrichten.

Ohne Fake News hätte Hillary Clinton das Rennen gewonnen, und die Briten hätten der EU nicht adieu gesagt. Nun müsse dafür gesorgt werden, dass die kommenden Bundestagswahlen nicht mit Hilfe von Fake News manipuliert würden. «Das Phänomen Fake News könnte auch im Bundestagswahlkampf eine grosse Rolle spielen», sagt zum Beispiel der CDU-Generalsekretär Peter Tauber.

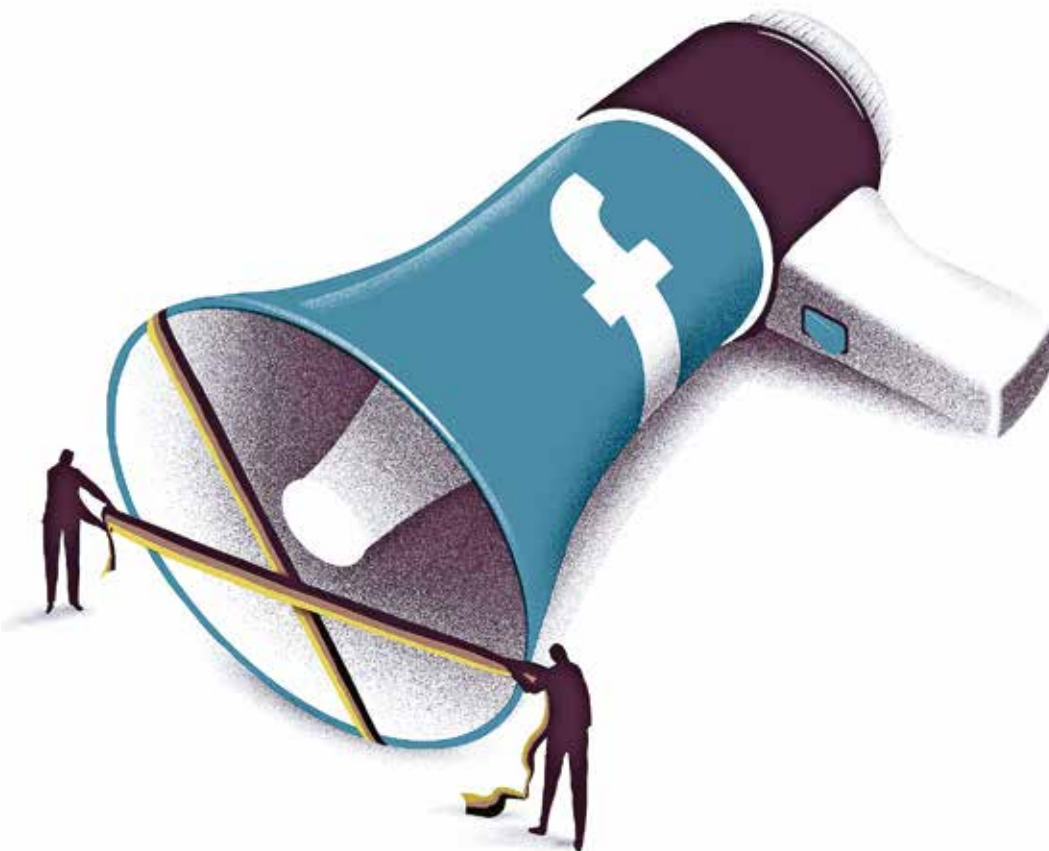
Eine Art «Wahrheitsministerium»

Es ist eine gewagte Annahme, eine Spekulation, die weder bewiesen noch widerlegt werden kann. Zum einen ist noch keine politische Auseinandersetzung, keine Kampagne und kein Wahlkampf allein auf der Grundlage von Tatsachen geführt worden. Norbert Blüms Garantie «Die Rente ist sicher» gehört ebenso in die Kategorie der Fake News wie der Slogan der Deutschen Bahn: «Sorglos reisen mit der Bundesbahn». Nicht anders verhält es sich mit den Versprechen, die im Zusammenhang mit der Energiewende und der Einführung des Euro gemacht wurden. Zum anderen wäre es

«Mit Blick auf die Bundestagswahl sollte sehr schnell gehandelt werden.»

sehr naiv anzunehmen, nur «die Bösen» bedienen sich der Fake News, um «die Guten» über den Tisch zu ziehen. «Die Guten» würden so etwas nie machen. Es sei denn, um «den Bösen» zuvorzukommen.

Wie Volker Kauder, der Vorsitzende der CDU-Fraktion im Bundestag, der in einem



Sie reagieren so, wie Eliten immer reagiert haben, wenn ihre Autorität infrage gestellt wurde.

Beitrag für die *Welt am Sonntag* angekündigt hat: «Wenn das Netz weiter lügt, ist mit Freiheit Schluss.» Was immer Kauder damit konkret gemeint haben mag, es hörte sich nach massiver Kompetenzüberschreitung an. Wo «mit Freiheit Schluss» ist, kann weder ein einzelner Politiker noch eine Partei je nach Laune entscheiden. Das kann nur der Gesetzgeber, dafür muss es eine Mehrheit im Parlament geben. Und daran wird derzeit gearbeitet.

In einem erstaunlich resonanzarm gebliebenen Bericht auf *Spiegel* online konnte man einen Tag vor Heiligabend lesen, Bundesinnenminister Thomas de Maiziere plane die Einrichtung eines «Abwehrzentrums gegen Desinformation» – eine Art «Wahrheitsministerium», würde George Orwell sagen. Es sollte beim Bundeskanzleramt unter dem Dach des Bundespresseamtes angesiedelt werden. Die zuständigen Mitarbeiter des Ministers mahnten zur Eile: «Mit Blick auf die Bundestagswahl sollte sehr schnell gehandelt werden.» Eine gute Woche zuvor hatte der Vorsitzende

der SPD-Fraktion im Bundestag, Thomas Oppermann, «eine härtere Gangart» gegen Facebook und andere Netzplattformen angekündigt. Der Plan sei in der grossen Koalition bereits «abgestimmt», er sei sich darüber «im Grundsatz» mit seinem Kollegen von der Union, Volker Kauder, einig. «Ich glaube, dass sich



«Schluss mit Freiheit»: Volker Kauder (CDU).

die Koalition sehr schnell auf ein gemeinsames Vorgehen verständigen kann.»

Zusammen mit Justizminister Heiko Maas, der Facebook verpflichten möchte, Fake News innerhalb von 24 Stunden zu löschen, zogen vier entscheidende Funktionsträger der grossen Koalition an einem Seil.

Am 18. Dezember ging es auch im ZDF-«Bericht aus Berlin» um die «Dimension von Fake News». Als Sachverständiger trat der Erste Parlamentarische Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion im Bundestag, Michael Grosse-Brömer, vor die Kamera und sagte:

«Wir stehen in der Tat vor neuen Herausforderungen. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, unterstützt durch Erkenntnisse von Journalisten, Wissenschaftlern, auch Nachrichtendiensten: Im Netz sind 'ne Menge Leute unterwegs, die destabilisieren wollen, die falsche Meinungen verbreiten, die manipulieren wollen, und da muss Politik mit umgehen, insbesondere vor Wahlkämpfen. Denn eins ist ja klar: Wenn man sich nicht mehr auf die Informationen verlassen kann, die ja Grundlage für eine Wahlentscheidung sind, sondern wenn die manipuliert werden, dann ist da letztlich auch die Demokratie gefährdet. Und da müssen wir gegenhalten, als Politik, und da müssen wir erst mal sensibilisieren für dieses Problem, und wir müssen neue Strategien entwickeln, mit anderen zusammen, um dem zu begegnen.»

Verschwundene Originaltöne

Aufmerksamen Zuhörern war nicht entgangen, dass Grosse-Brömer im zweiten Satz seines Statements von Leuten sprach, die «destabilisieren wollen, die falsche Meinungen verbreiten, die manipulieren wollen». Der Redaktion fiel nichts auf, etlichen ZDF-Konsumenten allerdings schon. «Ich fand das gut», spottete eine Zuschauerin, «kommt selten vor, dass ein Politiker so ehrlich ist»; ein Zuschauer meinte: «Das war eine lehrbuchmässige freudliche Fehlleistung – mit tiefer Überzeugung vorgetragen.»

Michael Grosse-Brömer keilte auf Twitter zurück: «Auf die Idee, dass das <falsche Mel-

dungen> heissen sollte, sind Sie nicht gekommen, oder?»

Nun kann man Originaltöne schwer nachträglich verändern. Aber man kann sie rauschneiden. Und so war in dem Beitrag, der in die Mediathek des ZDF eingestellt wurde, keine Rede mehr von den Leuten, «die destabilisieren wollen, die falsche Meinungen verbreiten, die manipulieren wollen». Obwohl die Redaktion am 16. Dezember mit diesem O-Ton für den «Bericht aus Berlin» am 18. Dezember geworben hatte.

Wesentlich bedächtiger und vorsichtiger als der Erste Parlamentarische Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion äusserte sich der Präsident des Bundestages, Norbert Lammert. In einem Gespräch mit der *Neuen Osnabrücker Zeitung*, das am 24. Dezember erschien, sagte er, angesichts zunehmender «Entgleisungen in den sozialen Medien» gebe es beim Gesetzgeber und in der Rechtsprechung einen «Nachsteuerungsbedarf». Die gezielte Desinformation «durch Einzelne mit missionarischem Ehrgeiz» sei eine «Herausforderung». Allerdings müsse im Kampf gegen Fake News Zensur «sorgfältig vermieden» werden. – Es gibt nicht viele Politiker, die sinistre Absichten dermassen elegant verpacken können. Zu der naheliegenden Frage, welcher Art die «Entgleisungen» sein müssten, um den bereits bekannten und strafbewehrten Tatbeständen der Beleidigung, Verleumdung und der üblen Nachrede zugeschlagen zu werden, nahm Lammert keine Stellung.

Entgleisungen hin, Nachsteuerungsbedarf her: Es gibt in der Tat ein Problem mit Facebook und anderen sozialen Medien. Das liegt in der Natur der Sache. Wenn man irgendwo eine öffentliche Bedürfnisanstalt hinstellt, darf man sich nicht wundern, dass die Benutzer Türen und Wände mit obszönen Sprüchen beschmieren. Der Ort lädt dazu ein, die Anonymität lässt Hemmungen gar nicht erst aufkommen. Die einen verewigen sich mit einem Wirtinnenvers, die anderen mit einem Goethe-Zitat. Das Internet ist alles auf einmal, ein literarisches Café, eine Karaokebühne und eine

Kloake. Die «Entgleisungen» sind keine Ausnahmen, sondern ein strukturelles Element – wollte man sie wirklich ahnden, müsste man nicht nur kräftig «nachsteuern», sondern sämtliche Sanitäter, Sozialarbeiter und Zugbegleiter des Landes zu Kontrolleuren umschulen.

Zorn gegen «die da oben»

Auch die Facebook-Leute ahnen, dass sie ein Wesen geschaffen haben, das sie nicht kontrollieren können. Der Geist ist aus der Flasche. Kein noch so raffinierter Algorithmus schafft es, ihn wieder einzufangen. Da helfen weder Appelle an die User, sich an die Spielregeln zu halten, noch der Einsatz einer Spezialtruppe, welche die Schwelbrände löschen soll. Aber: Nicht alles, was im Netz steht, ist «demokratiezersetzender Dreck», wie es der Chefredakteur der *Süddeutschen Zeitung* vor kurzem mit Bezug auf eine Falschmeldung über Renate Künast formulierte. Die grüne Politikerin hatte sich noch im Januar 2016 mit einem «Hass-Tool» auf Facebook über *hate mails* und deren Absender lustig gemacht: «Sie wollen mir einen Hass-Kommentar schicken? Sich mal so

Das Internet ist alles auf einmal, ein literarisches Café, eine Karaokebühne und eine Kloake.

richtig auskotzen? Dann gebe ich Ihnen hier ein paar Hinweise, die Ihnen das Schreiben und mir das Lesen erleichtern.»*

Im Laufe des Jahres war ihr der Humor ausgegangen. In einem Interview mit der *Welt* vom 19. Dezember nannte sie Facebook ein «Instrument der Zersetzung», das Unternehmen müsse begreifen, «dass es Pflichten hat nach hiesigem Recht und unsere Demokratie auch respektieren muss». Es sei «allerhöchste Zeit», unsere Werte «auch gegenüber den Multis des digitalen Zeitalters durchzusetzen». Deswegen habe sie im Laufe des Jahres «bereits 34-mal Anzeige erstattet». Dabei ginge es ihr nicht um sich selbst. «Es geht darum, wie eine Gesellschaft mit diesem Hass umgeht. Und da sage ich: Wehret den Anfängen!»

Es gibt einen einfachen Grund, warum sich immer mehr Politiker gegen Facebook und Fake News positionieren. Solange sich die User gegenseitig anpöbelten und mit Dreck bewarfen, konnten sie entspannt danebenstehen und die Netzwerke für ihre eigene Imagepflege nutzen, wie es auch Renate Künast oft und gerne und nicht immer geschickt tat.

Seit sich aber der Zorn «der Menschen draussen im Lande» zunehmend gegen «die da oben» richtet, finden diese solch ein Benehmen nicht komisch. Sie reagieren so, wie Angehörige von Eliten immer reagiert haben, wenn ihre Autorität infrage gestellt wurde, mit Unverständnis und dem Ruf nach Sanktionen. Es



«Falsche Meinungen»: Grosse-Brömer (CDU).



«Wehret den Anfängen»: Renate Künast (Grüne).

dämmert ihnen, welche Macht dem Internet innewohnt, was es bedeutet, wenn praktisch jeder, der ein Smartphone bedienen kann, Zugang zur Öffentlichkeit hat – eine noch vor zwanzig Jahren knappe und wohlbehütete Ressource. Das alte Sprichwort: «Was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen nicht erlaubt», gilt nicht mehr. Der Ochse, in Gestalt des «Packs» und des «Pöbels», meldet sich zu Wort, grob, laut und ungestüm. Es ist wie in einem überfüllten Zug: Die Beförderungsbedingungen werden neu definiert. Wer keinen Sitzplatz hat, muss raus.

Den eigenen Untergang überleben

Daher der Ruf nach einer stärkeren Kontrolle des Internets, nach einem «Abwehrzentrum gegen Desinformation», nach Massnahmen gegenüber Leuten, die destabilisieren wollen, die falsche Meinungen beziehungsweise Meldungen verbreiten, die manipulieren wollen. Nicht eine katastrophale Politik erodiert den Zusammenhalt der Gesellschaft, es sind die Fake News, die im Netz verbreitet werden!

Darüber gibt es einen parteiübergreifenden Konsens. Katarina Barley, die Generalsekretärin der SPD, gab am vergangenen Wochenende eine Erklärung nicht nur im Namen ihrer Par-

Eine Regierung, die erwägt, ein «Wahrheitsministerium» einzurichten, hat schon abgedankt.

tei ab: «Wir sind natürlich alle bemüht, unsere Systeme, so gut es irgendwie geht, zu sichern. Das grosse Thema Fake News, Hacken und so weiter macht uns grosse Sorgen. Das verdirbt die politische Kultur, und das führt dazu, dass man einen Wahlkampf nicht mehr fair führen kann.» – Als ob jemals in der Geschichte der Bundesrepublik ein Wahlkampf «fair» geführt worden wäre.

Eine Koalition, die allen Ernstes erwägt, ein «Wahrheitsministerium» einzurichten, hat schon abgedankt. Sie will nur noch den eigenen Untergang überleben. «Mit Blick auf die Bundestagswahl sollte sehr schnell gehandelt werden», heisst es im Umfeld des Bundesinnenministers.

Jede staatliche Regulierung, sagt der Verfassungsrechtler Udo Di Fabio, müsse «an den Grundrechten gemessen werden». Sonst drohe die Gefahr, «dass aus der Empörung über eine Hassäusserung gleich auch die unerwünschte politische Meinung wegereguliert» werde.

Aber das war es wohl nicht, woran Renate Künast dachte, als sie «Wehret den Anfängen!» sagte.

* Das «Hass-Tool» finden Sie auf dem Facebook-Profil von Renate Künast unter «Netiquette».

Italien

«Vier Füsse gut, zwei Füsse besser»

Beppe Grillos Fünf-Sterne-Bewegung sucht und findet neue Freunde in Europa. Notiz zu einem absurden Seitenwechsel.

Die Entscheidung von Beppe Grillo, mit seiner Bewegung Movimento 5 Stelle (M5S) aus der Fraktion der Euroskeptiker im Europäischen Parlament auszutreten, ist erstaunlich. Noch erstaunlicher ist, dass er sich der Fraktion der proeuropäischen Liberalen (Allianz der Liberalen und Demokraten für Europa, Alde) unter Guy Verhofstadt anschliessen wollte.

Die Mitglieder von Grillos Partei, in der linke und rechte Positionen eine surreale Mischung bilden, haben die Entscheidung ihres Anführers mit überwältigender Mehrheit gebilligt.

Wie in «Farm der Tiere»

Grillo hatte zunächst die Grünen angesprochen, doch die zeigten ihm die kalte Schulter. Daraufhin wandte er sich an Guy Verhofstadt, der einer der drei Kandidaten für das Präsidentenamt des Europäischen Parlaments ist. Am Sonntag gab er den vorgeschlagenen Schritt bekannt (der auch seine eigenen Mitglieder im Europäischen Parlament überraschte), und gemäss seinem Mantra von der direkten Demokratie liess er anderntags auf der Website des M5S darüber abstimmen.

Zur Begründung erklärte er, dass Nigel Farage den Brexit herbeigeführt habe und die Ukip-Abgeordneten bald nicht mehr im Europäischen Parlament vertreten sein würden. Die siebzehn Europa-Abgeordneten des M5S sollten sich also neue Freunde suchen.

Dass eine derart krasse und aus durchsichtigen Gründen herbeigeführte Kehrtwende von der Parteibasis akzeptiert wurde, und zwar praktisch ohne Debatte, macht den kultartigen Charakter des M5S deutlich. Vergessen war, dass man Verhofstadt bislang als «Inkarnation des zentralistischen europäischen Staats» bezeichnet hatte, der als Berater für Unternehmen wie Exmar, das Offshorebohrungen betreibt, in Interessenkonflikte geraten sei.

Es ist wie in Orwells «Farm der Tiere». Stets wurde verkündet: «Vier Füsse gut, zwei Füsse schlecht». Plötzlich heisst es: «Vier Füsse gut, zwei Füsse besser». Verhofstadts liberale Fraktion hat Grillos Ansinnen je-



Erstaunlich: Politiker Grillo.

doch zurückgewiesen. Die Sache ist vom Tisch. Verhofstadt, ein früherer belgischer Ministerpräsident, dessen hitzige Wortgefechte mit Farage seltene Momente von Leidenschaft und Drama darstellten, sah offenbar die Chance, den populistischen Dämon in Europa in den Griff zu bekommen.

Aber Grillo hat sich lobend über den Brexit ausgesprochen, er ist ein Anhänger von Donald Trump

und Wladimir Putin, und kürzlich forderte er sogar die sofortige Ausschaffung von illegalen Einwanderern.

Er predigt eine Science-Fiction-artige Form von Demokratie, in der korrupte und unfähige Parteien, das Parlament, Zeitungen und das Fernsehen keine Rolle mehr spielen, die Menschen vielmehr über das Internet und soziale Netzwerke direkt politisch aktiv sind. Journalisten sollen vor Volkstribunale gestellt werden. Grillo führt seine Bewegung als eine Kreuzung aus Benito Mussolini und L. Ron Hubbard, dem Gründer von Scientology. Wer für die Partei kandidieren will, muss sich vertraglich verpflichten, seinen Anweisungen zu folgen, ansonsten wird eine Strafe von 150 000 Euro fällig. Wer vorbestraft ist, darf nicht kandidieren. Damit ist Grillo selbst von jedem politischen Amt ausgeschlossen, denn er wurde in den 1980ern im Zusammenhang mit einem Verkehrsunfall wegen Totschlags rechtskräftig verurteilt.

Trotzdem liegt der M5S in Meinungsumfragen gleichauf mit dem linken Partito Democratico (PD), der in Italien in der Regierung ist. In diesem oder im nächsten Jahr werden vermutlich Neuwahlen stattfinden. Doch wie die PD-Abgeordnete Debora Serracchiani es ausdrückte: «Von Farage zu den Liberalen. Vom Nein zum Euro zum Ja. Grillo manipuliert die Leute auf seiner Website wie Benito Mussolini auf der Piazza Venezia. Und alle beklatschen Entscheidungen, die längst gefallen sind.»

Nicholas Farrell

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Kuddelmuddel

Von Rolf Hürzeler — Für die britische Premierministerin Theresa May ist die Zeit gekommen, Farbe zu bekennen. Sie will weniger Einwanderung auf Kosten des freien Marktzugangs.

Ex-Premierminister David Cameron tat an einem Sonntag im letzten Sommer gerade das, was der gemeine Engländer am liebsten macht – den Rasen mähen. Da erreichte ihn ein Anruf seines Pressesekretärs Craig Oliver, die damalige Innenministerin Theresa May kündige in einer Presseerklärung ihre Sympathie für den Brexit an, ohne diesen explizit zu fordern. Craig Oliver zitiert die Episode in seinem neuen Buch «Unleashing Demons» (Entfesselte Dämonen) über die Brexit-Abstimmungskampagne der Regierung. Darin schildert er Theresa Mays Sowohl-als-auch-Strategie vor und nach der Brexit-Abstimmung. «Laviieren» lautete ihre Devise bis jetzt.

Das ist nun vorbei. Theresa May wird voraussichtlich noch im Januar der Nation erklären, wohin die Brüsseler Reise gehen soll: unilaterale Einschränkungen bei der Personenfreizügigkeit, auch wenn die EU im Gegenzug den britischen Zugang zum Binnenmarkt behindert. Damit nimmt die Strategie der britischen Austrittsverhandlungen erstmals Konturen an. «Mit diesem Schritt wäre Grossbritannien kein vollwertiges Mitglied der EU mehr», stellt der *Guardian* nüchtern fest.

Bisher hielt die Regierung May ihre Karten bedeckt, schien sich alle Optionen offenzuhalten;

Trotz aller negativen Prognosen vor der Abstimmung floriert die Wirtschaft.

dann kam es letzte Woche zu einem kleinen Eklat. Der britische Botschafter in Brüssel, Ivan Rogers, kritisierte die inkohärente Brexit-Strategie der Regierung und gab seinen vorzeitigen Rücktritt vom Posten bekannt. Zum Entsetzen der EU-Unterstützer, zur Freude der Brexit-Supporter. Denn der Diplomat war in seiner langen Brüsseler Zeit selbst «Teil des EU-Establishments» geworden, wie der *Daily*

Telegraph konstatierte. Auf Rogers folgt nun zwar kein Brexit-Enthusiast, aber mit Tim Barrow ein Mann, der im Ruf steht, ein pickelhafter Unterhändler zu sein. Zudem gilt er als Kreml-Experte, war bisher also ziemlich weit weg von den EU-Zirkeln.

Der zurückgetretene Botschafter monierte nicht als Einziger die Brexit-Politik von Theresa May. EU-Befürworter und -Gegner ereifern sich seit der Abstimmung im letzten Sommer, eine klare Linie sei nicht erkennbar. Dazu trug die



«Ausgefuchstes Schlitzohr»: Premierministerin May.

unglückliche Entscheidung der frischgewählten Premierministerin bei, gleich drei Ministerien mit den Brexit-Verhandlungen zu betrauen: das Aussenministerium unter Boris Johnson, das Handelsministerium mit Liam Fox und vor allem das neu initiierte «Austrittsministerium» mit David Davis als Chef. Wiewohl diese drei Politiker Brexit-Befürworter sind, waren Zielkonflikte programmiert.

Kuddelmuddel statt einer klaren Linie? Genau das sei die Absicht von Theresa May, sagt der Diplomat und Historiker Thomas Fletcher, um gleich einen handfesten Vergleich anzuführen: «Muhammad Ali verkündete vor einem Kampf auch nicht, wohin er dem Gegner seine Schläge verpassen wollte.» Damit will Fletcher sagen: Je länger Brüssel über die britischen Absichten im Ungewissen ist, desto besser.

Was auf den ersten Blick nach Verschwörungstheorie aussieht, ist es nicht zwingend, wenn man Buchautor Craig Oliver glaubt. Er schildert die Premierministerin in seinem Buch als ein ausgefuchstes Schlitzohr und eine gewiefte Taktikerin. So versicherte May zwar David Cameron treuherzig ihre Loyalität, liess sich aber gern mit Brexiteers im Restaurant «Quirinale» blicken, in einem In-Lokal gleich neben dem Parlament in Westminster, «wo sie mit ihren Freunden gesehen werden wollte».

Mit ihrer neu entdeckten Neigung für einen «harten» Brexit, das heisst strengere Einwanderungskontrollen auf Kosten des Binnenmarkts, sorgt Theresa May bei den EU-Gegnern für Euphorie. Diese sehen sich gegenwärtig ohnehin in einem Hoch: Trotz aller negativer Prognosen vor der Abstimmung floriert die Wirtschaft. Der Aktienindex

FTSE erreichte den höchsten Stand seit zwanzig Jahren; die Bank of England musste zugeben, dass sie mit ihren Warnungen vor einem Kollaps der Märkte in den Mond guckte. Das britische Wachstum betrug letztes Jahr 2,2 Prozent und übertrumpfte Länder wie Deutschland oder die USA – allerdings auch dank dem EU-Marktzutritt.

Der Oberste Gerichtshof, der Supreme Court, könnte einen schnellen Brexit indes dieser Tage verhindern, indem er den Austrittsentscheid an das Parlament delegiert. Langwierige Verzögerungen sind dennoch wenig wahrscheinlich, da sich Labour nicht dem Verdacht aussetzen

wird, einen Volksentscheid zu missachten. Zumal die Brexit-Gegnerschaft der Linken ohnehin stets «lauwarm» war, wie Craig Oliver schreibt: «Man wusste nie, ob die eine Ablehnung des Referendums überhaupt wollten.» Er unterstellt Labour-Leader Jeremy Corbyn sogar, den Brexit insgeheim herbeigewünscht zu haben: «Der äusserte sich aber nicht klar, um eine endgültige Spaltung der Partei zu verhindern.»

Die Brexiteers erlebten nach der gewonnenen Abstimmung im Juni Ernüchterung, als sich abzeichnete, dass ein Austritt von heute auf morgen nicht möglich ist. Nun haben die EU-Kritiker mehr Grund zur Freude als vor ein paar Wochen. Aber gemacht – wichtige Entscheidungen sind in dieser Sache nicht gefallen. Verzögerungen aufgrund der Wahlen in Frankreich und Deutschland sind absehbar. ○

«Wir handeln aus Notwehr»

Er gilt als einer der rabiatesten Steuereintreiber Europas: Nordrhein-Westfalens Finanzminister Norbert Walter-Borjans hat auch in der Schweiz CDs mit Steuerdaten eingekauft. Er bedauert nichts und sagt: «Steuern machen keinen Spass, aber Sinn.» Von Wolfgang Koydl und Rüdiger Nehmzow (Bild)

Wenn man sich das Klischee einer Finanzbehörde ausmalt, hätte man wohl lange, weissgetünchte Korridore vor Augen, in denen ein paar traurige Topfpflanzen tapfer, aber erfolglos so etwas wie Lebensfreude zu verbreiten suchen. Der dazugehörige Finanzminister wäre farblos, mit schütterem Haar und grosser Brille. Das Finanzministerium von Nordrhein-Westfalen und sein Hausherr Norbert Walter-Borjans entsprechen ziemlich genau diesen Vorstellungen. Aber der 64-Jährige, der sein Amt schon seit sechs Jahren ausübt, hat sich mit eher unbürokratischen Methoden einen Namen gemacht: Gnadenlos lässt er seine Fahnder auf der ganzen Welt nach Steueründern forschen – mit rechtlich teils umstrittenen Methoden. Die Schweiz findet er «toll» – wenngleich mit kleinen Einschränkungen.

Herr Walter-Borjans, lassen Sie uns ein Assoziationsspiel machen. Ich nenne einen Begriff, und Sie sagen spontan, was Ihnen dazu einfällt. Frankreich.

Die Gefahr Le Pen.

Russland.

Das sind ja alles nicht gerade Lichtblicke!
Russland: Gefahr wachsender Entfremdung.

Steuern.

Auftrag für Gerechtigkeit und Handlungsfähigkeit.

Schweiz.

Streitbar freundschaftlich. Gelegentlich Gesprächsbedarf, aber entspannt.

Ist die Schweiz braver geworden?

Ich weiss nicht, ob man sich das gerade von mir sagen lassen möchte: Ich glaube, dass

«Was den Ankauf von Daten-CDs betrifft: Ich weiss, dass das ein Grenzgebiet ist.»

man aus Fehlentwicklungen Schlüsse gezogen hat. Das finde ich schon erkennbar.

In der Schweiz haben Sie einen Ruf wie Donnerhall – ein bisschen wie der Sheriff von Nottingham, der gnadenlos die Steuern eintrieb.

Es ist natürlich gut, Gehör zu finden, und Aufmerksamkeit speist sich oft aus Kontroversen. Ich würde es allerdings bedauern, wenn man das mit martialischen



«Definitiv keine Hehlerei»: Finanzpolitiker Walter-Borjans.

Klängen verbinden würde. Ich operiere nicht mit Begriffen wie «Kavallerie» oder «Sheriff». Die Schweiz ist ein tolles Land – charmant, präzise, solide. Meine Hauptsorge mit der Schweiz ist, dass ein paar Finanzakrobaten den guten Ruf beschädigen, den etwa Schweizer Uhrmacher aufgebaut haben.

Dennoch werden in der Schweiz Ihre Ankäufe von Daten-CDs immer wieder kritisiert.

Zunächst einmal: Was bisher von Steuerhinterziehern und Banken bezahlt wurde, wiegt nicht auf, was vorher an Schäden verursacht wurde. Was den Ankauf von Daten-CDs betrifft: Ich weiss, dass das ein Grenzgebiet ist. Aber unsere Steuerfahndung und ich, wir bewegen uns auf dem Boden gerichtlich überprüfter Pfade vor der Grenze. Das gilt ja genauso wie bei anderen Ermittlungen: Was, wenn man nur über den Kauf eines Päckchens Kokain an einen Dealer-Ring herankommt? Der enorm schädigende Straftatbestand des Steuerbetrugs war jahrzehntelang nicht zu packen. Wenn wir ab 2018 auch mit der Schweiz den automatischen Informationsaustausch haben, müsste das Thema Ankauf von Datenträgern erledigt sein. Es sei denn, das Etikett der Austauschregelungen hätte mehr versprochen, als der Inhalt hergibt. Das werden wir ja sehen.

Erst diese Käufe haben die neue Transparenz erzwungen?

Es ist unübersehbar, dass es erst damit gelungen ist, den grenzüberschreitenden Steuerbetrug zu knacken.

Aber Sie segeln doch haarscharf am Straftatbestand der Hehlerei vorbei?

Hehlerei ist Geschäftemacherei mit Diebesgut. Das könnte ich den Banken bei der Entgegennahme hinterzogener Steuern vorwerfen. Diebesgut entgegenzunehmen, um einen Ring zu knacken, ist definitiv keine Hehlerei. Wir handeln aus Notwehr. Das haben alle damit befassten Gerichte in Deutschland und Europa gerechtfertigt, zuletzt erst der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte. Man wirft mir gern mal vor, ich würde nach dem Motto verfahren, dass der Zweck alle Mittel heiligt. Nein, nicht alle, aber dieses Mittel, ja – sehr bewusst, abgewogen und gerichtlich überprüft.

Finanzminister sind nicht gerade populäre Politiker. Sie aber haben Milliarden Euro an hinterzogenen Steuern in die Staatskasse geholt. Das muss Sie doch eigentlich populär machen.

Ein Finanzminister kann schon zufrieden sein, wenn er neben der üblichen Kritik auch mal Zuspruch kriegt. Nicht nur von «unten», «links» oder armen Leuten, sondern auch von durchaus Wohlhabenden, von

Unternehmern und Managern. Die breite Zustimmung zeigt mir, dass das Thema Steuern im Zusammenhang mit Gerechtigkeit und Gleichbehandlung der Menschen vor dem Gesetz gesehen wird.

Apropos Steuergerechtigkeit: Ist es gerecht, dass Lohn Einkommen wesentlich höher besteuert werden als Kapitalerträge?

Nein. Man kann den berufstätigen Menschen nicht verständlich machen, dass jemand, der sein Geld mit Arbeit verdient, höher besteuert wird als der, der sein Geld für sich arbeiten lässt. Dabei habe ich durchaus im Blick, dass Dividenden schon steuerlich belastet sein können. Die Welt ist nun mal komplex. Gerade in Zeiten, wo so viele mit einfachen Antworten und Rezepten werben, müssen wir genau sein und Zusammenhänge erklären.

Erklärung ist das eine. Das andere wäre, etwas an den Steuersätzen zu ändern.

Ich warne vor den Einfacherklärern, die sagen: Die Wirtschaft läuft gut, da können wir die Steuern senken. Wenn wir bei einer guten Konjunktur Steuern senken, müsste

«Man wirft mir gern mal vor, ich würde nach dem Motto verfahren, dass der Zweck alle Mittel heiligt.»

ich sie logischerweise wieder erhöhen, wenn die Lage schlechter wird. Bevor ich unhaltbare Versprechungen mache, muss ich mich erst einmal darauf verständigen, dass wir einen handlungsfähigen Staat wollen. Denn eine nicht gegenfinanzierte Steuerentlastung trifft am Ende genau die, für die sie angeblich gemacht wird: Geringverdiener hängen stärker von staatlichen Leistungen ab und müssen daher besondere Einbussen befürchten, wenn der Staat sie nicht mehr finanzieren kann.

Werden Steuern überhaupt je gesenkt?

In Deutschland sind die Einkommenssteuern in den letzten zwanzig Jahren enorm gesenkt worden. Allerdings sind Sozialabgaben gestiegen, die den Leuten auch auf den Geldbeutel drücken. Auch ich denke darüber nach, wie diese Belastung gesenkt werden kann. Wer bei eher geringem Einkommen Steuern spart, kann mehr ausgeben. Das ist auch konjunkturpolitisch interessant. Es kann nur keine allgemeine Steuersenkung geben. Entlastung ja – für kleine und mittlere Einkommen, aber nicht mit der Giesskanne für alle inklusive der Spitzenverdiener – und nicht ohne Gegenfinanzierung. Das würde sonst zu grossen Ausfällen führen, denn im mittleren und unteren Bereich liegen neunzig Prozent aller Steuerzahler. So viel kann man Topverdienern gar nicht aufbürden, um das aufzuwiegen. Das wollen wir auch nicht. Wenn

ich also jenseits der konjunkturellen Möglichkeiten Steuern senken will, muss ich konsequent Steuerschlupflöcher im Milliardenbereich schliessen.

Schlupflöcher, wie sie Grossunternehmen nutzen, die sich aussuchen, in welchem Staat sie Steuern zahlen wollen?

Zum Beispiel, aber auch die Steuerhinterziehung an den Ladenkassen. Dagegen haben wir aus NRW gerade in Berlin ein Gesetz initiiert. Wenn in Deutschland jedes Jahr 130, 160 Milliarden durch Steuergestaltungen verlorengehen, bin ich nicht so blauäugig zu sagen, dass wir das bald schon alles reinkriegen. Erst einmal wäre es schon gut, wenn wir wenigstens zehn, fünfzehn Prozent dieser Summe sichern. Auf Umgehung spezialisierte Teile der Finanzindustrie werden sich mit uns immer ein Hase-und-Igel-Rennen liefern. Kreative und gutbezahlte Dienstleister werden immer mit einer neuen Idee einen Schritt voraus sein. Aber wir sind schneller geworden, der Vorsprung ist schon deutlich kleiner, und wir bleiben dran.

Was die einen Schlupflöcher nennen, ist für andere ein Steuerwettbewerb unter Staaten. Halten Sie den für verwerflich?

Es soll nicht der Eindruck entstehen: «Hier gutes Deutschland, dort unfreundliche Umgebung.» Steuerwettbewerb ist auch innerhalb der Bundesrepublik ein Thema. Oasen gibt es überall. Das geht auch ohne Palmen und Wüste. Aus meiner Erfahrung als Finanzminister bin ich beim Thema Steuerwettbewerb zurückhaltend. Denn in der Praxis wird damit ein guter Wettbewerb – wer bietet die beste Infrastruktur, die besten Leute et cetera – umgangen. Man braucht für einen fairen Wettbewerb ein gewisses Mass an gleichen Spielregeln, das heisst: an Steuerharmonisierung.

Auf Deutsch: gleiche Steuersätze überall.

Nein, harmonisierte. Europas Regionen sind unterschiedlich. Wer mitten in Europa liegt wie wir, mit grosser Bevölkerung, hoher Kaufkraft und kurzen Verbindungen zu anderen Wirtschaftszentren, hat Vorteile gegenüber jemandem an der Algarve, in Irland oder Griechenland. Man muss darüber reden, wem Vergünstigungen zugestanden werden. Ein Vorbild könnte der deutsche Länderfinanzausgleich sein. Vor der Einheit gab es in der Bundesrepublik Zonenrandgebiete. Da wollten nur wenige leben oder investieren. Deshalb wurden diese Gebiete steuerlich begünstigt. Aber das wurde nicht vom Zonenrandgebiet entschieden, sondern gesamtstaatlich.

Wer sollte das im Rahmen der EU entscheiden?

Es wäre nicht die schlechteste Idee, wenn das Europäische Parlament darüber reden wür-

de. Aber solange solche Massnahmen in der EU einstimmig entschieden werden, wird nichts daraus.

Die grössten Steueroasen liegen in den USA. Amerika nimmt nicht am automatischen Informationsaustausch teil. Würden Sie auch Daten aus den USA kaufen?

Ich mache keinen Unterschied nach der Herkunft – solange klar ist, dass ich niemanden ermuntere, Daten zu beschaffen.

Sie inserieren nicht in amerikanischen Zeitungen ...

Wir haben auch nie in Schweizer Zeitungen inseriert. Natürlich würde ich unserer Steuerfahndung den Rücken stärken, Hinweisen auf Steuerhinterziehung von Deutschen etwa im Bundesstaat Delaware oder anderswo nachzugehen. Das machen wir schon bei der Auswertung der «Panama Papers». Man darf nicht danach verfahren, ob sich jemand besser oder schlechter wehren kann.

Keine Beisshemmung gegenüber den Amerikanern, weil sie grösser und mächtiger sind als die Schweizer?

Nein.

Nur bei Ihnen nicht?

In Sonntagsreden sind mittlerweile alle strikt gegen Steuertricks. Wenn ich mir aber die Umsetzung zum Beispiel im Bundesfinanzministerium ansehe, sind

«In Sonntagsreden sind mittlerweile alle strikt gegen Steuertricks.»

Fragezeichen angebracht. Nicht beim Minister selbst, aber dahinter. Man hat häufiger den Eindruck, dass der Abstand zwischen Ankündigung und Umsetzung ziemlich gross ist.

Werden sich die USA ändern?

Die USA legen unterschiedliche Massstäbe an. Sie machen knallharte Politik bei der Durchsetzung eigener steuerlicher Ansprüche. Wenn es umgekehrt um die Ansprüche von aussen geht, sehen sie die Welt anders. Ich vermute nicht, dass sich das mit dem neuen Präsidenten bessert. Dieses Thema wird uns in Europa in Zukunft eher noch stärker beschäftigen.

Letzthin ist die Zahl von Selbstanzeigen angestiegen. Kann sich ein Selbstanzeiger einen Rabatt aushandeln, wie eine Bank?

Unser Grundsatz gilt für alle: Es kann nicht sein, dass jemand, der eine Straftat begeht, auch wenn er sie zugibt, besser

dasteht als jemand, der erst gar nicht betroffen hat. Eine Selbstanzeige ist eine freiwillige Nachklärung, die nicht zu Rabatten führt. Klar muss aber auch sein, dass der Selbstanzeiger besser davonkommt, als wenn er von der Steuerfahndung erwischt worden wäre.



«Werbewirkung»: Bayern-Manager Hoeness.

Aber Banken dürfen feilschen wie auf dem Basar?

Auch Banken müssen das Geld, das sie mit Beihilfe zur Steuerhinterziehung verdient haben, wieder herausrücken. Wie schwer das Vergehen und wie hoch dieser Betrag zur Verdienstaberschöpfung ist, das festzulegen ist Sache der Staatsanwaltschaft. Dafür gibt es rechtsstaatliche Regeln, die zugegebenermassen nicht immer leicht nachvollziehbar zu erklären sind – auch mir nicht.

Kommen Banken und Unternehmen zu gut weg?

Wenn ich sehe, welche Strafen Volkswagen, der Deutschen Bank, der UBS oder auch amerikanischen Unternehmen in den USA drohen, dann haben wir in Europa eine extrem zurückhaltende Rechtskultur. Wir verhängen vergleichsweise geringe Bussgelder, bei denen ich mir nicht sicher bin, ob da nicht in der einen oder anderen Chefetage ein Champagnerkorken knallt, weil man gut weggekommen ist. Das ärgert mich.

Auf einer Daten-CD befinden sich überwiegend Daten unbescholtener Bürger. Wie geht das mit dem Datenschutz zusammen?

Die Daten werden nicht veröffentlicht, sondern von der Steuerfahndung gesichtet. Ich finde es nicht richtig, wenn trotzdem Namen in den Medien erscheinen – ob verdächtig oder nicht. Das gilt auch für Prominente, auch wenn die natürlich eine Werbewirkung dafür haben, dass Steuerbetrug nicht mehr sicher unentdeckt bleibt. Ein Klaus Zumwinkel oder ein Uli Hoeness löst mehr Selbstanzeigen aus als ein unbekannter

Zeitgenosse. Aber es gilt auf jeden Fall die Unschuldsvermutung. Wenn jemand sieht, wie mich ein Polizist in ein Röhrchen blasen lässt, heisst das auch nicht, dass ich getrunken habe. Das ist aber kein Grund, auf jede Ermittlung zu verzichten.

In Deutschland sind viele Städte verschuldet. Könnte man sich nicht etwas von der Schweiz abgucken und Gemeinden die Steuerhoheit übertragen?

Es gibt in der Schweiz viele mustergültige Dinge. Wenn etwas in der Schweiz gut funktioniert, liegt das aber oft auch in der Struktur der Schweiz begründet und lässt sich nicht einfach auf Deutschland übertragen. Die Höhe der Grund- und Gewerbesteuer wird bereits von den Gemeinden bestimmt. Aber hier haben Sie schon die Situation, dass einige Gemeinden sich aufgrund ihrer Situation niedrigere Steuern leisten können, kleinere Städte etwa. Denn in Grossstädten leben viele Menschen, die staatliche Hilfszahlungen empfangen.

Diese Städte müssten bei einer autonomen Festsetzung die Steuern erhöhen.

In Amerika sagt man: «Es gibt keine Sicherheit im Leben ausser dem Tod und Steuern.» Wie ist das bei Ihnen? Zahlen Sie selbst gerne Steuern?

Steuern machen keinen Spass, aber Sinn. Es ist völlig normal, dass ich lieber etwas geschenkt bekomme, als es zu bezahlen. Aber ich weiss auch, dass man am Ende nichts für lau kriegt. In einem Land zu leben, in dem wegen einer guten Administration vieles besser ist als anderswo, dafür zahle ich auch gerne meine Steuern.

Und was ist mit der Verschwendung von Steuergeldern?

Jeder verschwendete Steuer-Euro ist einer zu viel. Dagegen müssen wir alles unternehmen, und das tun wir auch. Bund, Länder und Gemeinden nehmen 700 Milliarden Euro Steuern im Jahr ein. Es gibt wenige Staaten, die mit Landesrechnungshöfen, dem Bundesrechnungshof und mit Gemeindeprüfungsämtern so genau über die Verwendung dieser Gelder wachen und Fehlverwendungen offenlegen und sanktionieren. Hinter dem Vorwurf der Vergeudung steht allerdings oft die Auffassung, dass alles, was ein Steuerzahler persönlich für überflüssig hält, deshalb schon Verschwendung ist. Wenn aber etwa nach einer Gemeinderatsentscheidung ein Theater gebaut wird, das ich selber nicht für nötig halte, ist das demokratisch legitimiert. Da hilft nur, sich selber zu engagieren und nicht nur zu erwarten, dass andere tun, was ich möchte. ○

Östliche Freiheit

Experten sehen die Demokratie gefährdet. Wieder steht Ungarns Premier Orbán am Pranger. Er habe eine «illiberale Rebellion» im Sinn. Die gibt es tatsächlich, doch geht es dabei um eine pragmatische Suche nach einer Politik frei von Ideologien. *Von Boris Kálnoky*

Der renommierte Politologe William A. Galston warnte kürzlich vor den Gefahren einer «illiberalen Rebellion» – eine von zahllosen Analysen dieser Art in der letzten Zeit. Es gehe darum, den liberalen Gedanken gegen «Gefahren von rechts» zu verteidigen, auch dann, wenn rechte Regierungen, wie Galston es formuliert, «dem Willen der demokratischen Mehrheit» entsprechen.

Da schwingt Missbehagen gegenüber dem Wähler mit: Wenn er nicht liberal genug wählt, dann muss man eben die Demokratie gegen die Wähler verteidigen.

Dass darin ein Widerspruch steckt, hat der Mann verstanden, der als Vorreiter der «illiberalen Revolution» besonders heftig angegriffen wird: Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán. Er hat es sich angewöhnt, das Gedankengebäude von Denkern wie Galston als «liberale Nichtdemokratie» zu bezeichnen. Liberalismus ohne Freiheit, als versteinertes Dogma, das gegen Häretiker (die Wähler, wenn sie nicht richtig wählen) verteidigt werden muss.

Orbán ist auch der Autor des Etiketts «illiberale Demokratie». 2014 wertete er die Wirtschaftskrise 2008/2009 als Zäsur, die die Grenzen der Wettbewerbsfähigkeit des liberalen Staatsmodells aufgewiesen habe. Die Suche nach einem Nachfolgemodell sei in vollem Gange. Nur so sei erklärbar, dass Experten Staatsmodelle zu verstehen suchten, «die nicht westlich, nicht liberal, keine liberalen Demokratien, ja vielleicht gar keine Demokratien», aber erfolgreich seien. Und er zählte auf: «Singapur, China, Indien, Russland, Türkei».

Aus Arm wird Reich

Das war vor zweieinhalb Jahren. Heute sieht niemand Russland und die Türkei als Beispiele für Erfolg. Um Orbán zu disqualifizieren, wird sein Spruch meist in falscher Reihenfolge zitiert: «Russland, Türkei, China», um klarzumachen, dass es um diktatorische Machtgelüste geht. Das wird oft, auch bei Galston, mit Rassismuskorrekturen verbunden: Er nennt die Verleihung eines Ordens an den zuweilen rassistisch klingenden Journalisten Zsolt Bayer als Beweis dafür, dass «die illiberale Demokratie Feindseligkeit gegenüber Minderheiten unterstützt».

Bayer hat wirklich unsägliche Dinge geschrieben, die Verleihung des Ordens war geschmacklos, aber die «Unterstützung» durch die «illiberalen» Behörden hat sich ansonsten bisher darin erschöpft, dass er wegen Rassismus verurteilt wurde.

Im Glaubenskrieg zwischen «Liberalismus» und «Illiberalismus» geht es letztlich um den Umgang mit der Wirtschaft im Zeitalter der Globalisierung und um den Nationalstaat in einem Zeitalter der Völkerwanderung. Es ist kein Zufall, das Orbán Singapur an erster Stelle nannte. Der Ministaat wurde von einem der ärmsten zu einem der reichsten Länder der Welt, dank einer «illiberalen» Politik: Die paternalistische Führung drängte ausländische Firmen zunächst aus dem Markt, schuf eigene potente Grosskonzerne, und als diese wettbewerbsfähig waren, wurde der Markt wieder für Ausländer geöffnet.

Historisch lief es in Europa, mit Ausnahme Grossbritanniens, nicht viel anders. Der freien Marktwirtschaft ging eine «merkantilistische» Phase voran, in der Staaten ihre eigenen Unternehmen hinter protektionistischen Schranken grosszogen. Auf Dauer keine Lösung, aber als Initialzündung für Wirtschaftsentwicklung wurde das später auch in der Entwicklungspolitik praktiziert.

Orbán selbst hat seine Politik als «neomerkantilistisch» bezeichnet. Da offenbart sich, was viele nicht sehen: Er redet zwar, als wolle er dem Rest der Welt in die Zukunft vorschreiten, aber er ist Regierungschef eines peripheren Landes, das nach der Wende und der Krise 2008/2009 immer noch eine zukunfts-

fähige Grundlage sucht. Dafür greift er zu etatistischen, protektionistischen Mitteln.

Bei genauerem Hinsehen gilt das auch für andere und trifft sich mit einer neuen Globalisierungs-Skepsis im Westen. Donald Trump ist nicht Orbán, weil die USA nicht Osteuropa sind, aber auch er sieht, dass der Staat etwas tun muss, um die eigenen Bürger vor den Folgen der Globalisierung zu schützen.

Es bedeutet mehr Staat, als den Liberalen lieb ist, und eine Zentralisierung der Macht, besonders im traditionell etatistischen Ostmitteleuropa. Eine Gefahr für die liberale Demokratie im Westen ist das neue Selbstbewusstsein im Osten aber nicht. Auch nicht der andere Punkt der Galston-Kritik: Er sieht den «ethnozentrischen Staat», der beispielsweise Schweizern den Vorrang gebe vor Nichtschweizern, als grundsätzlich illiberal. Das ist Unsinn, Nationalstaat und Demokratie entstanden historisch gemeinsam. Es ist weder undemokratisch noch illiberal, die Interessen der Wähler zu verteidigen. Die liberale Kritik à la Galston entpuppt sich hier als ideologisch, universalistisch, idealistisch.

Die «illiberale Rebellion» ist ein Aufstand dagegen: eine Entideologisierung der Politik, eine Rückkehr zu interessenbezogenem Denken. Politik à la Orbán ist genau das: alle Modelle studieren und das übernehmen, was funktionieren könnte, egal, woher es kommt. ○



Suche nach einer zukunftsfähigen Grundlage: Ministerpräsident Orbán.

Die mutigen Einzelnen

Unterwegs mit den «Identitären», Teil 2: Wir treffen Aktivisten in Wien, Bayern, Berlin und besuchen schliesslich Bestsellerautor Rüdiger Safranski, der bei einem Nachtessen mit Künstlerfreunden die Bewegung einordnet. Von Matthias Matussek

Fest steht, dass von den tonangebenden Kreisen nur noch «links» als *Raison d'être*, als überhaupt tolerable Einstellung geduldet wird. Doch es gibt ermutigende Ansätze. Der Mehltau lichtet sich.

Martin Sellner, der Wiener «Identitäre», Strickpullover, Schal, schwarze Haare, durchaus der südländische Typ, 24, ist von einem geradezu überschäumenden Optimismus. Offenbar einer, der an der Zahl seiner Gegner wächst, mutig in der Steilwand.

Sellners Sponti-Truppe ist klein, ein paar hundert Leute, aber sie leben für ihr Ziel, das durchaus auch ein akademisch anspruchsvolles ist, nämlich, Tabus zu brechen und den Unsinn einer unregelmässigen muslimischen Masseneinwanderung und damit den eines «kulturellen Selbstmords» (Leon de Winter) oder «moralischen Selbstmords» (Peter Sloterdijk) zu stoppen. Sie sprengen den elektrisch geladenen intellektuellen Käfig, der sie einhegen sollte. Sie besitzen tatsächlich einen enormen Coolness-Faktor, einen, der weit grösser ist als jener der im Mainstream mitschwimmenden Popkarrieristen mit ihrem endlos relativierenden Derrida und Lacan, sofern sie je einen besessen haben.

Sellner ist sich klar darüber, dass die Fernsehjournalisten des WDR, die sich an diesem Nachmittag irgendwann verabschieden, nicht ins Schwärmen verfallen wird, aber das nimmt er in Kauf. «Mittlerweile haben die Leute die doppelte Optik gelernt, im Übrigen werden die Identitären, selbst wenn sie im öffentlich-rechtlichen Auftrag hingerichtet werden, wahrgenommen.»

Damaskus-Erlebnis

Wenn er nicht gerade Aktionen plant (er erklimmt mit Bergsteigerausrüstung das Wiener Burgtheater) oder sich um seinen florierenden T-Shirt-Versand kümmert, der natürlich das Lambda der Bewegung variiert – unter einem Lambda, dem griechischen L, sollen die Spartaner gegen die eindringenden Perser, wie romantisch, in eine verlorene heroische Schlacht gezogen sein –, widmet sich Sellner seinem Studium. Jus und Philosophie.

Thema, Heidegger, seine Technikkritik und die Frage, ob seinem Denken der Antisemitismus inhärent sei. Sellner verneint, trotz der auch ihn irritierenden «Schwarzen Hefte», und er steht nicht allein damit. Selbst der gallige Jürgen Kaube schrieb damals in der FAZ: «Es kann insofern nicht die Rede davon sein, dass der Antise-

mitismus ein zentrales und durchgehendes Motiv von Heideggers Denken jener Jahre war.» Immerhin: Heideggers «Sein und Zeit» nannte der berühmte Philosoph Habermas das «grösste Ereignis seit Hegel», eine Weiterentwicklung der kierkegaardschen Existenzphilosophie. Und es war Heideggers Nietzsche-Kritik, die Sellner die Augen öffnete. Seine Wende. Sein Damaskus-Erlebnis. Es hat mit Nietzsches stolzer Selbstsetzung, mit dem «Willen zur Macht», zu tun. Hier, verehrter Verfassungsschutz, müsste man mal genau abtasten, wie glaubhaft diese Distanzierung für die öffentliche Sicherheit ist.

In einer Rechtfertigung, die er im Periodikum *Sezession* veröffentlichte, gestand Sellner sich ein, dass er im kunterbunten rechten La-



Überschäumender Optimismus: Martin Sellner.

ger – «wo das Zelt der Reaktionäre neben dem der Revolutionäre stand, das der Alt-Katholiken, der Neuheiden, der Nationalen neben dem der Europäer, der Konservativen, der Futuristen, der Dandys und der Spiesser, wo die Volksgemeinschaftler neben den Gleichheitsallergikern siedelten und die Identitätssucher neben den Traditionsverwahrern» –, dass er dort das falsche Lager gewählt hat.

Sellner, der in seiner Jugend in einer Black-Metal-Band Gitarre spielte und sich den Nationalen angeschlossen hatte, wurde durch Heideggers meditativen und im Kern grünes Denken in eine Seins-Reflexion geleitet, die ihm, wie er sagt, half, seinen «dandyhaften Nietzscheanismus» zu überwinden.

Wir können festhalten: Bomben basteln gehörte nicht zu Sellners Erweckungserlebnis, auch wenn der «Einbruch» oder das «Widerfahrnis» eines neuen Denkens durchaus explosiv genannt werden könnte.

Der junge Sellner spricht schnell, zu schnell, er fällt sich sozusagen selber ständig ins Wort,

mit Begeisterung referiert er über Heideggers Seinsbegriff und kurz darauf über die Aktion am Grenzübergang, gleichzeitig über Pläne und die Präsidentenwahl in Österreich, dann wieder über das Echo der Aktion in der Nacht zuvor.

Neugier an Tiefenbohrungen

Und immer wieder von Büchern und Denkern. Solche Theorieversessenheit, solche Grundlagen-suche, solche Neugier an Tiefenbohrungen und solche engagierte Gesellschafts- und Herrschendenkritik hat man wohl zuletzt an den Mensa-Büchertischen der sechziger Jahre erlebt. Und solche Aktionslust!

Gerade ist die Frittatensuppe geschlürft und sind die Mokkas getrunken, da kommt Sebastian, 23, BWL, mit druckfrischen Exemplaren einer Glanzpapierbroschüre ins Kaffeehaus. Da steht «Halbjahresbericht» und «Aktionen und Entwicklung der Identitären Bewegung in Österreich im 1. Halbjahr 2016». So etwas könnte in jeder Aktionärsversammlung verteilt werden und auf ehrfürchtige Ahs und Ohs stossen.

Professionell gemacht: «Vorwort», «Politische Situation», «Kostenaufstellung», «Konferenz-Bericht», «Kundgebungen», «Aktionen in Calais, Brüssel und Wien». Dazu Fotos von Opfern der Antifa. Alles mit schwungvollen gelben Pfeilen und Notizen versehen.

Ja, die Identitären zeigen Gesicht. Sie sind vernetzt, und klar, auch in München gibt es welche.

«Es ging uns um das Gipfelkreuz», sagt Sebastian Zeilinger, ein blonder Mittdreissiger. «Die Chaoten hatten es abgehackt, und wir haben es wieder aufgestellt.» Kopfschüttelnd erzählt er, dass die *Süddeutsche Zeitung* damals empört fragte, warum man da oben eigentlich überhaupt Kreuze brauche, aber sie, die Identitären Bayerns, hätten gefunden, dass die Frage falsch gestellt sei. Sie hätte lauten müssen: «Aus welchen Gründen hacken die Leute ein Kreuz um?»

Wir sitzen im «Bräu» am Hauptbahnhof, dem legendären Willkommensbahnhof mit seinen Teddybären-Mädchen und «Refugees Welcome»-Postern. Vor einigen Wochen wurde hier Alarm geschlagen: zu viele afrikanische Drogenhändler, zu viele Prostituierte! Jetzt patrouilliert die Polizei und beugt misstrauisch eine Roma-Familie, die Händlerware auf einem verwaisten Aussentisch des Restaurants ausbreitet. Sie seien nicht viele, sagt Sebastian Zeilinger, aber alle seien engagiert: Landleute, junge und alte, die unter anderem nicht



Staatsbürgerliche Impulse: Aktion am Brandenburger Tor, Berlin, 2016.

einsehen, warum man christliche Symbole umhacken sollte, und fernerhin, warum die Heimat einem Ansturm aus dem Morgenland so umstandslos preisgegeben werden sollte.

Und es war ein Ansturm: Der Lindwurm zog praktisch an seinem Gartenzaun vorbei.

Es geht ihnen hier unten tatsächlich um die eigene Scholle. Spiegel-TV hat ihn «völkisch» genannt. Das ärgert ihn. Die Identitären Bayerns achteten nämlich genauestens darauf, «dass sich keine Aluhüte, keine Neonazis, keine Spinner» in ihre Reihen mischten.

Rund eine Stunde dauert es vom Dorf am Chiemsee, in dem er aufgewachsen ist, bis hierher. Seine Geschichte ist eine, die durchaus abenteuerlich den grossen Kultur-*shift*, den Paradigmenwechsel, erzählt. Sein Vater war einst extrem links, Hippie, er entzog sich dem Wehrdienst und führte Autos in die Türkei über und trieb sich in der Welt herum.

Sebastian Zeilinger ist selber auch mit einer Protestgeschichte ausgestattet, allerdings andersrum. Als er begann, mit Springerstiefeln und Glatze durchs Dorf zu marschieren, schmiss ihn der Alte raus. Heute sind sie versöhnt, für ihn ist der Vater ein Held. Sebastian ist in der Wandervogelbewegung. Die Zeltlager, die Reisen, all das machte ihm mindestens ebenso viel Spass wie seinem Vater damals das Kiffen und Jefferson Airplane.

Er studierte in England und in Spanien – als Erasmus-Stipendiat. Eines Abends sassen sie zusammen mit Franzosen, mit Italienern, anderen Nationen. «Nur die Deutschen hatten keine Lieder». Sebastian griff zur Klampfe. «Wir haben doch einen gewaltigen Liedschatz.» Tatsächlich, er sagt «Liedschatz», ein verschollenes Wort, das die «Nie wieder

Deutschland»-Fraktion mit ihren «alternativen Projekten» spontan zu ihren Pflastersteinen und ihren Zwillen greifen lassen würde.

Xenophob, islamophob?

Heute arbeitet er für eine grosse Consultingfirma, unter einem Chef, der durchaus Verständnis für seine politischen Aktivitäten zeigt. Zwischendurch nahm er sich eine Auszeit, um noch einmal die Welt zu bereisen mit seiner Gitarre. Xenophob, islamophob ist er nicht: Usbekistan, Tadschikistan, Georgien – «Was für eine Gast-

te Holz, er betete mit den Brüdern und schwieg und genoss die Stille des heiligen Ortes.

Mittlerweile ist das Kloster vom IS zerstört und Padre Paolo entführt worden. Offenbar entging er seiner Ermordung. Anders als Bruder François, dessen Enthauptung die islamischen Verbrecher ins Netz gestellt hatten. Zeilinger erinnert sich an diesen «wunderbaren Ort», und nun hat er Tränen in den Augen.

In der Zwischenzeit hatte er sich in der «Terra Madre»-Bewegung von Carlo Petrini engagiert, dem Vater der Slow-Food-Bewegung, und reiste nach Indien und in die Mongolei, um dortige Projekte anzuschauen. Slow Food heisst: der Nahrung und ihren Produzenten «den wahren Wert zurückgeben».

Zwei Reporter vom Bayerischen Rundfunk haben ihn jüngst durch die Mangel gedreht und ihn in Zusammenhang mit Rechtsextremisten und Nazis gebracht. Über die Reporter recherchierte er: Der eine arbeitet für die linke *Jungle World*, der andere für eine Antifa-Truppe, die ebenfalls vom Verfassungsschutz beobachtet wird. Er liess die Sache über sich ergehen.

Anders verhielt es sich mit einem Antifa-Flugblatt, das nachweisliche Falschbehauptungen verbreitete, vor allem über seinen Bruder. Sebastian Zeilinger hat den Prozess inzwischen gewonnen, nun wird weitergeklagt gegen Spiegel-TV, das sich in einer Reportage auf dieses Infoblatt gestützt hatte.

Dabei geht es den Identitären um nichts anderes als um «Heimat», dieses magische Wort, mit dem Ernst Bloch sein Hauptwerk «Das Prinzip Hoffnung» enden lässt. Der utopische Ort Heimat. Ernst Bloch, der Marxist, der den katholischen Konvertiten Gilbert K. Chesterton den «klügsten Menschen seiner Zeit»

Die Identitären

Mit der Besetzung des Brandenburger Tors in Berlin oder der Verhüllung der Maria-Theresia-Statue in Wien erinnern die Identitären an Aktionsformen der Linken oder von Greenpeace. Ursprünglich 2014 in Frankreich entstanden, sind die Identitären besonders dort stark, wo eine hemmungslose Islamisierung auf eine hilflose und kapitulierende Politik trifft, eben in Frankreich, in Deutschland, in Österreich. In einer zweiteiligen Reportage haben wir uns mit der jungen Politbewegung befasst. (*mm*)

freundschaft uns überall entgegengebracht wurde, so unverstellt, so herzlich».

Auch nach Syrien zog es ihn für ein paar Wochen ins syrisch-katholische Kloster Dair Mar Musa al-Habaschi, das von Padre Paolo Dall'Oglio, einem italienischen Jesuiten und Islamwissenschaftler, geleitet wurde. Er hack-

nannte. Das waren noch Linke! Es geht Zeilinger und den seinen aber vor allem darum, der Politik zu zeigen, dass sie nicht über ihre Köpfe hinweg entscheiden darf, was mit dieser Heimat passiert. Sie stellen Fragen, die nicht abgeburstet werden sollten.

Zum Beispiel die Lüge von den Fachkräften, die inzwischen durch die Realität der Massenimmigration widerlegt ist. Doch selbst wenn die Flüchtlinge, junge Männer im besten Alter, nicht Analphabeten, sondern Fachkräfte wären – wer gibt uns das Recht, diese abzuziehen? «Mittlerweile gibt es in London mehr ghanaische Ärzte als in Ghana», sagt Zeilinger. Da würden sie doch viel dringender benötigt werden.

Jetzt aber erst mal wieder zurück, zur Frau und zu den Kindern und den Bienenvölkern. Vier davon hat er. Aber die Zucht ist mühsam, denn Saatgut wird mittlerweile mit Neonikotinoiden versetzt, und die Wiesen werden schnell abgemäht.

Hier, am Brandenburger Tor, erwies es sich als Vorteil, dass Robert Timm Architektur studiert. Er kann Pläne lesen. Er wusste,



«Die Normalität ist dahin»: Robert Timm, Berlin.

dass die Leiter, die an das klassizistische Gebäude neben dem Tor angelegt wurde, mindestens 24 Meter lang sein musste, und dass von dort eine kleinere Leiter, leicht hochzuziehen, genügte, um vor der Quadriga Aufstellung zu nehmen mit dem Spruchband «Sichere Grenzen – sichere Zukunft». Wie bitte? Komisch, was Greenpeace damit meint? Ach, ist ja gar nicht Greenpeace! Mit dieser Aktion am 27. 8. 2016 meldeten sich die Identitären spektakulär im öffentlichen Raum. «Schlicht widerlich» nannte Bürgermeister Müller die Aktion, die eine Forderung enthielt, die wohl alle Länderchefs der EU bis auf die deutsche Kanzlerin unterschreiben würden.

Später im Restaurant «Borchardt», wo Robert Timm mit seinem Kinnbart, mit seinem grauen Pullover zu grauem Hemd unter den Kreativen nicht weiter auffällt, erzählt er von weiteren Aktionen: von der jüngsten Blockade der CDU-Parteizentrale. Oder von der Überreichung eines Ordens für Schnüffelei im Büro

der ehemaligen Stasi-Spionin Kahane, die jetzt im Auftrag des Justizministeriums das Internet nach *hate postings* durchforstet, die alle gemeinsam haben, dass sie regierungskritisch sind.

«So was darf nicht hingenommen werden»

Timm stammt aus dem Osten, er wuchs in einem der Wohnsilos in Marzahn-Hellersdorf auf, die Eltern waren «linksliberal», wie er sagt, später kam dann der Wechsel auf ein Gymnasium in Kreuzberg, wo er die multikulturelle Gesellschaft kennenlernte, die überwiegend aus muslimischen Mitschülern bestand, die seine Freundin, die ein Kind aus einer ersten Ehe hatte, als «Schlampe» bezeichneten.

Er meldete sich zum freiwilligen Wehrdienst. Allerdings stieg er bereits nach einem Jahr wieder aus. Was ihm dort gefiel, war die positive Identifikation mit dem Land, mit der deutschen Nation, in einer Zeit, in der die Regierungschefin «offenbar Schwierigkeiten mit dem Wort Deutschland» hat.

Im Osten sind die Menschen im Allgemeinen patriotischer, sagt er. Er ist mit Liedern wie «Unsere Heimat» gross geworden. «Noch Anfang letzten Jahres war ich ein ganz normaler Bürger», erklärt er über seinem Schnitzel, das ihn noch schmaler aussehen lässt – die haben hier im «Borchardt» die Grösse von Wagenrädern –, und nicht wie den Hasardeur, der er ist, «aber die Normalität ist dahin.» Timm ist sich sicher, dass der Verfassungsschutz sein Telefon abhört, Freunde von früher wenden sich ab, seine beruflichen Aussichten sind trübe, denn natürlich werden künftige Arbeitgeber seinen Namen googeln.

Was ihn zu den Identitären gebracht hat? «Der Anschlag auf das «Bataclan» in Paris.» Er sass geschockt vor seinem Computer, sah die Bilder im TV und sagte sich: «So was darf nicht hingenommen werden.» «Mittlerweile hat sich ja herausgestellt, dass sowohl diese Mörder wie alle weiteren, die in Deutschland zugeschlagen haben, die offenen deutschen Grenzen genutzt haben.» Früher hätte man Studenten wie Robert Timm wohlwollend für einen staatsbürgerlichen Impuls wie diesen belobigt, als Linken auf alle Fälle; als Rechter wird er kriminalisiert, denn nichts anderes bedeutet eine Beobachtung durch den Verfassungsschutz.

«Aber wir können doch nicht einfach kapitulieren», sagt er. «Wir können keine Zustände wie in Frankreich hinnehmen. Wir müssen um unsere Identität kämpfen.» Houellebecqs Roman «Unterwerfung» hat ihn überzeugt, auch Sarrazin, «dieser typische Preusse mit allen Tugenden wie Ordnungsliebe, Sparsamkeit und diesem Glauben an Recht und Pflicht». Selbstverständlich kennt er alle Bücher des ehemaligen Berliner Senators und Bundesbankers.

«Die Linken wollen ständig den neuen Menschen formen, die Rechten nehmen ihn so, wie er ist, sie sind realistischer», sagt er zum Abschied.

Und die Rechten leben gefährlicher. Und weit unbequemer.

Warm leuchten die Fenster der zwei-stöckigen klassizistischen Villa auf den nächtlichen Schlossplatz in Badenweiler. Bücherwände sind in beiden Stockwerken zu sehen. Rüdiger Safranski, der Philosoph und Bestsellerautor, hat Freunde zum Essen geladen, den Schweizer Künstler Beat Toniolo mit seiner Leipziger Freundin Diana und mich als Hereinplatzenden.

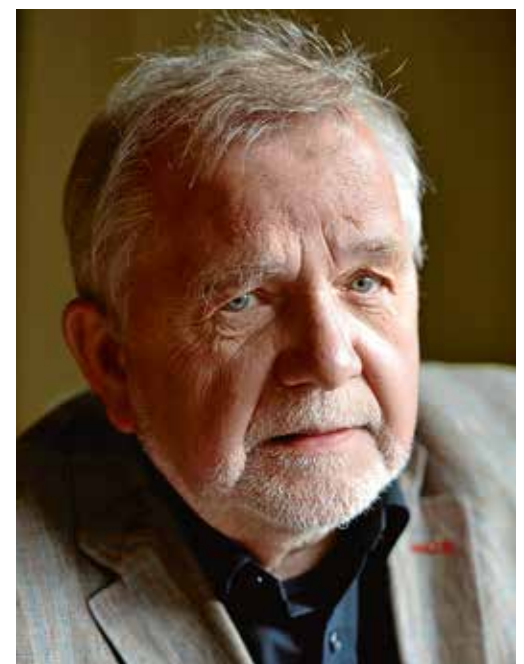
Vor Jahren haben die Safranskis diese Villa gekauft, purer Zufall, Liebe auf den ersten Blick. Gebaut worden war sie um 1860, in einer Zeit, als die reichen Russen hierher zur Kur kamen: die kühle Luft aus dem Schwarzwald, die warme aus dem Oberrheinbecken – die perfekte Sommerfrische.

Nicht für alle allerdings. Anton Tschchow kam hierher, um seine Tuberkulose auszukurieren. Er starb hier mit 44 Jahren, 1904. Das Tschchow-Museum liegt ein paar Meter weiter. «Er hätte wohl Sankt Moritz wählen sollen, irgendeine Höhenlage.» Safranskis Frau Gisela, Übersetzerin und Verlegerin, hat Confit de canard zubereitet. Die Gäste, der Schweizer Künstler Toniolo und seine Freundin, haben Käse vom Käsepapst mitgebracht. Ich, auf Durchreise zu einem Vortrag in Konstanz, habe gerade noch einen Weihnachtsstern erwischt und eine Schachtel Pralinen. Wunderbarer Rotwein, ein Rioja, aufgeräumte Stimmung.



Friedrich Nietzsche.

Es geht um Nietzsches Selbstsetzung, den «Willen zur Macht».



«Interessante Gruppe»: Autor Safranski.

Gleich mit der Tür ins Haus, gleich zum Thema: die Identitären. Safranski kennt die Truppe nicht, aber ihm fällt ein masurischer Witz dazu ein:

«Ruft die Oberinspektion aus Königsberg beim Polizisten in dem Flecken Skaluschken an und fragt: <Ist bei euch ein Broschat ansässig, der mit dem von uns wegen Diebstahls gesuchten Broschat identisch ist?> Sagt der Dorfpolizist: <Also unser Broschat hier, der steigt den Weibern nach und säuft, und er klaut Hühner, und mich tät' es nicht wundern, wenn der Lump auch noch identisch wäre.>»

Übermütiges Gelächter; jetzt aber im Ernst, die Identitären! Ich erzähle von meiner Reise, von Martin Lichtmesz, dessen Buch Safranski interessiert, und von den Wiener Identitären. Die Parallele zu den Frühromantikern findet Safranski, der zur «Romantik», dem «deutschen Gefühl», einen Bestseller geschrieben hat, nicht abwegig: gesellschaftskritisch, Kämpfer gegen die anbrechende Moderne mit ihren Nützlichkeitsidioten, gefühlsbetont, für Vaterland und Glauben und alles, was dem anbrechenden Maschinenzeitalter irrational schien. Und dennoch wichtig ist.

Vorzügliche Ente

Eine muntere, eine heftig diskutierende Tafelrunde, es geht um Grenzen, die Künstlerfreundin fände eine grenzenlose Welt schön. Safranski kübelt das Eiswasser der Realität über diese Hippievision: Ein Staat brauche Grenzen, sonst sei er nicht lebensfähig. Im Übrigen brauche er auch mentale Grenzen, kulturelle Grenzen, und im Moment sehe es ganz danach aus, als ob wir nicht mehr die Kraft dazu hätten.

Weil wir nicht wissen, wer wir sind?

Die Ente ist vorzüglich, der Wein ebenfalls, ich rede mit Toniolo über den unsterblichen Otto Sander, mit dem er und Safranski eine Schiller-Performance an den Rheinfällen orchestriert hatten. Schiller, der den Marquis von Posa in seinem «Don Karlos» sagen liess: «Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!»

«Mit dieser Freiheit ist es nicht weit her in der gegenwärtigen Situation», sage ich, denn die im Urteil der politischen Meinungsmacher falschen Gedanken werden samt ihren Denkern der öffentlichen Ächtung preisgegeben.

Wie es auch bei Rüdiger Safranski der Fall war, den ich im Herbst letzten Jahres auf dem Höhepunkt der Willkommenskultur nach einer seiner Lesungen befragt hatte. Er war angesichts der Kolonnen von Migranten dagegen, dass «unser Land geflutet wird». Was sofort den Berliner *Tagesspiegel* auf den Plan rief, der in dem «fluten» eine Nazivokabel entdeckt haben wollte. Rüdiger Safranski lacht. «Mir war das einfach zu blöde, diese unsägliche Verwandlung des Politischen in einen evangelischen Kirchentag.» «Es ist rechts», sagen sie? Na und! «Diese Annahme, dass es nur <links> geben dürfe, ist doch absurd. Wo <links> ist, gibt es auch ein <rechts>. Wir soll-



«Was für eine Gastfreundschaft»: Sebastian Zeilinger in Tibet, 2011.

ten uns nicht ständig dafür entschuldigen, dass irgendeiner irgendwas rechts findet.»

Mittlerweile gehe es tatsächlich um die Verteidigung der Freiheit, um unsere Freiheit, zu leben, wie wir wollen, mit allen Errungenschaften der Aufklärung, Freiheit der Meinung, der Partnerwahl, der religiösen und gesellschaftspolitischen Überzeugungen, alles, was es im Islam nicht gebe. Frankreich stehe bereits auf der Kippe, und wir müssten aufpassen.

«Aber der Köppel von der *Weltwoche*», wirft Toniolo ein, «das ist ...» «Köppel ist ein hochintelligenter Autor, der ein ansprechendes Blatt macht», unterbricht ihn Safranski.

Und dann reden wir über die Uhren, die Toniolo entworfen hat. Über die Kollektion «Safranski», für die der Denker seinen Namenszug hergegeben hat, und wir albern, und wir beweisen uns damit, dass man erbittert diskutieren kann, ohne gleich zu «entfreunden», wie es auf Facebook, diesem Kommunikationsmedium, das zur überwachten Region geworden ist, üblich wurde.

Und wir lachen über Safranskis Titel zu einem Vortrag, den er demnächst halten wird: «Ist Heidegger noch zu retten?» Was auf den ersten Blick klingt wie eine Psychiatisierung des Philosophen, ist in Wahrheit als politische Provokation gedacht: Ist der politisch belastete Heidegger noch zu retten als Impulsgeber?

Safranski hat vor vielen Jahren eine umfangreiche und tiefe Biografie über diesen «Meister aus Deutschland» geschrieben und in dessen grossartiges, meditatives Philosophieren eingeführt. Ohne die Tragik von Heideggers Selbstverrat zu verschweigen, als er kurzfristig in die Faschismus-Begeisterung einlief und das Sein,

seine Existenzphilosophie, die dem Einzelnen und seiner Weltwahrnehmung galt, auf ein Kollektiv übertrug und hochfeierte.

Wir sitzen lange zusammen in dieser Nacht, bis ein Blick auf die Safranski-Uhr zum Aufbruch drängt.

«... da hört der Gesangsverein auf!»

Eine Woche später rufe ich Safranski an, denn ich habe ihm das Lichtmesz-Buch versprochen. Es ist noch nicht da, aber er hat sich – oberflächlich – mit den Identitären vertraut gemacht. «Eine interessante Gruppe, weil sie älteste und neueste Philosophie zusammenbringt.» Klar würden sie nach rechts aussen abgestellt, aber was heisse das schon? Dass es nur «links» geben dürfe? Das hatten wir schon.

Einen Einwand hat er dennoch. Nämlich seine Aversion gegen Kollektive. Möglicherweise hängt die auch mit seinem neuen Buchprojekt, seiner momentanen Reflexionsrichtung zusammen. Titel: «Der Einzelne».

Als Einzelner tritt Luther Gott gegenüber. Als Einzelner zieht sich Montaigne im französischen Bürgerkrieg in seinen Turm zurück. Der Einzelne feiert sich in der Renaissance. Möglicherweise eine Identifikationsfigur für Safranski, den mutigen Einzelnen in der gegenwärtigen Gegen-rechts-Hysterie.

Und dann die Safranski-typische Pointe: «Wo der Einzelne beginnt, da hört der Gesangsverein auf!»

Und prompt fällt mir der melancholische Martin Lichtmesz ein, der seinen identitären Freunden als Ideengeber gilt, aber nicht Teil der Identitären sein will.

Ein Einzelner eben.

Die Rechten leben gefährlicher. Und weit unbequemer.



Debütieren, ohne den Mund öffnen zu müssen: Sylvester Stallone, Töchter Sophia Rose, Scarlet Rose und Sistine Rose (v.l.).



Ikonen der Woche

Rockys Missen

Von Beatrice Schlag

Sie sagen kein Wort. Ihre Aufgabe besteht einzig darin, die auf- und abtretenden Stars über die Bühne zu begleiten und dabei hervorragend auszusehen. Dennoch wird die Antwort auf die Frage, wessen Sohn oder Tochter jeweils die Ehre zuteil wird, von der Hollywood Foreign Press Association (HFPA) zur Miss oder zum Mister Golden Globe bestimmt wird, jährlich mit Spannung erwartet. Denn die neben Ansehnlichkeit einzige erforderliche Qualifikation für die Wahl ist, Nachwuchs eines beliebten Weltstars zu sein. Betonung auf beliebt.

Sylvester Stallone, im letzten Jahr für seine Rocky-Altersversion «Creed» mit einem Golden Globe ausgezeichnet und für einen Oscar nomi-

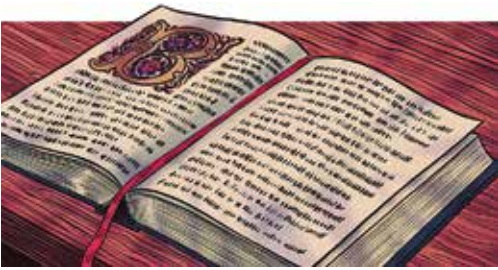
«Wir flippten alle aus. Mama legte laute Musik auf, Papa rannte durchs Haus.»

niert, genießt in Hollywood höchsten Respekt. Deswegen schritt am vergangenen Sonntag nicht nur eine seiner Töchter aus seiner Ehe mit Jennifer Flavin als Miss Golden Globe über die Bühne, sondern gleich alle drei: Studentin Sophia Rose, 20, Model Sistine Rose, 18, und Mittelschülerin Scarlet Rose, 14. Keine der drei hat bisher Ambitionen darauf, ins Filmgeschäft einzusteigen. Aber wer verzichtet schon auf die Gelegenheit, vor einem weltweiten Publikum zu debütieren, ohne den Mund öffnen zu müssen?

Die Hunde bellten

Als Vater Sylvester Stallone zwei Monate vor den Golden Globe Awards von der HFPA über die Dreifach-Wahl benachrichtigt wurde, trommelte er seine Familie zusammen. «Er tat, als habe er uns etwas Trauriges zu sagen», sagte Tochter Sistine. «Und dann verkündete er, wir seien die nächsten Miss Golden Globes. Wir flippten alle aus. Mama legte laute Musik auf, wir tanzten, Papa rannte durchs Haus, die Hunde bellten. Meine Eltern sagten, wir sollten jede Sekunde unseres Auftritts genießen, weil es nie wieder so sein würde.»

Das kann, muss aber nicht stimmen. Melanie Griffith, Tochter von Hitchcock-Muse Tippi Hedren («Die Vögel»), stand 1975 als Miss Golden Globe auf der Bühne. Sie wurde einer der grössten Stars der achtziger Jahre und gewann 1989 für «Working Girl» selber einen Golden Globe. Hedren-Enkelin Dakota Johnson, Tochter von Melanie Griffith und TV-Star Don Johnson, trat 2006 als stumme Begleit-Miss auf. Die heute 27-Jährige ist trotz vernichtender Kritiken für «50 Shades of Grey» eine der gesuchtesten jungen Filmschauspielerinnen Hollywoods.



Die Bibel Grausamkeit

Von Peter Ruch

Gott straft sofort», höre ich zuweilen den Volksmund sagen. Der schalkhafte Unterton ist nötig, denn derjenige, der sofort straft, ist nicht Gott. Gott verweigert öfters Strafmassnahmen. Die Empörung darüber beginnt schon in der Bibel, wie Psalm 73 zeigt: «Ich ereiferte mich über die Prahler, als ich sah, dass es den Frevlern so gut geht. Sie leiden keine Qualen bis zu ihrem Tod.»

Berühmt ist der ebenso empörende umgekehrte Fall: Der schuldlose Hiob, der Gott fürchtete und das Böse mied, wurde durch Schicksalsschläge bis aufs Blut gequält. Seine Freunde drangen in ihn, er habe gewiss eine Sünde begangen und möge nachdenken. Sie irrten. Gott kann Ungerechtigkeiten zulassen.

Tatsächlich ist Gott unberechenbar. Zumindest nicht pfelegeleicht. Pfelegeleichte Gottheiten sind beliebt. Eine Frau erzählte ihrer esoterisch angehauchten Freundin von der Krebs-erkrankung ihres Mannes und bekam zu hören: «Jeder erntet, was er gesät hat.» Zwar schien jener Patient ein durchschnittlich anständiger Mensch zu sein. Aber wenn er Krebs hat, muss doch etwas faul sein.

Niemand bestreitet, dass es für einige Krebsarten ein Risikoverhalten gibt. Aber sehr oft ist es eine Frage von Glück oder Pech. Wäre unser Schicksal bloss das Anzeigesystem unserer Moral, so wären wir allmächtig. Gott wäre unser Vollzugsbeamter. Hier keimt auch krude Grausamkeit: Würden wir einander noch beistehen, wenn Schicksalsschläge durchwegs selbstverschuldet wären? Gott kennt uns. Er weiss, dass die Grenze zwischen Gut und Böse durch jedes menschliche Herz geht und dass niemand einen Grund hat, sich über andere zu erheben.

In seinem jüngst publizierten Buch schrieb der im März verstorbene Schriftsteller Imre Kertész, den Atheisten bleibe nichts anderes übrig als das Moralisieren. Zuweilen ist sogar die Kirche atheistisch und baut gänzlich auf den Menschen. Wahrheit und Liebe wachsen jedoch nicht da, wo Moral, sondern wo Gottvertrauen ausgesät wird.

Peter Ruch, Theologe, war vor seiner Pensionierung reformierter Pfarrer in Küsnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Film

«Politiker sollten ins Kino»

Sein Leben lang hat sich Ivo Kummer mit dem hiesigen Filmschaffen beschäftigt. Der Filmchef des Bundes über Subventionen, Bürokratie und Schweizer Werke, die man gesehen haben muss. *Von Rico Bandle*

Einst gehörte er zu den schärfsten Kritikern der Filmförderung, seit fünf Jahren steht Ivo Kummer selbst an der Spitze der mächtigen Sektion Film des Bundesamts für Kultur. Unter ihm wurden die Fördermittel markant angehoben – und doch entsteht kaum der Eindruck, dass die Filme besser geworden sind. Kummer, der mehr als zwanzig Jahre lang Direktor der Solothurner Filmtage war, erweist sich im Gespräch als sanfte, äusserst zuvorkommende Persönlichkeit. Er ist ein Mann des Ausgleichs, jemand, der es möglichst allen recht machen möchte. Ein schwieriges Unterfangen in einer Branche, wo der Verteilungskampf mit harten Bandagen ausgetragen wird, wo niemand dem anderen etwas gönnt, wo zudem staatspolitische Überlegungen wie die Berücksichtigung der Landesteile, neuerdings auch der Frauen, Pflicht sind. Können aus einem Bürokratiewulst heraus überhaupt gute Filme entstehen?

Wann hatten Sie zuletzt bei einem Schweizer Film ein Aha-Erlebnis: «Das ist ein richtig guter Film»?

Bei «Ma vie de Courgette», dem Animationsfilm, der international für Furore sorgt und nun auch auf der Shortlist für eine Oscar-Nominierung steht. Ich war enorm beeindruckt

«Die Westschweizer sind erzählfreudiger als die Deutschschweizer.»

darüber, wie liebevoll eine so traurige, aber auch einfache Geschichte erzählt werden kann. Auch die Musik von Sophie Hunger ist wunderbar. Ich habe den Film drei Mal gesehen, jedes Mal hat er mich berührt. Gerade vorgestern habe ich «Un Juif pour l'exemple» gesehen, die Verfilmung des Romans von Jacques Chessex über den Judenmord von Payerne 1942. Ich hatte mich auf etwas Schwieriges eingestellt, etwas Akademisches, doch der Film hat mich total überrascht und zum Nachdenken gebracht.

Dass Sie zwei Westschweizer Filme nennen, ist wohl kein Zufall. Weshalb machen die Romands die interessanteren Filme als die Deutschschweizer?

Bei den Spielfilmen waren die Westschweizer in letzter Zeit oft an wichtigen Festivals präsent, auch dank der Regisseurin Ursula Meier. Die Deutschschweizer sind dafür bei den Dokumentarfilmen tendenziell stärker.

Wie erklären Sie sich den Unterschied?

Das dürfte mit der Mentalität zusammenhängen. Im lateinischen Sprachraum ist man erzählfreudiger als im germanischen. Bei uns setzt man den Fokus eher auf Fakten, weniger auf das Spielerische. Man sollte aber nicht zu sehr verallgemeinern. Auch hier haben wir viele Regietalente, etwa Sabine Boss, Bettina Oberli, Samir oder Markus Imboden. Manchmal ist ein Landesteil bei einem Genre stärker, dann wieder der andere.

Sie sind seit fünf Jahren Filmchef beim Bundesamt für Kultur. Was betrachten Sie als Ihren grössten Erfolg?

Dass sich das Verhältnis zwischen der Filmbranche, also Regisseuren, Produzenten et cetera, und dem Bundesamt für Kultur normalisiert hat. Man kann heute wieder normal miteinander reden. Mir war nach den Zeiten des Misstrauens wichtig, dass der Dialog wieder stattfindet. Auch dass es gelungen ist, die Filmstandortförderung als Instrument einzuführen, ist ein wichtiger Erfolg und Resultat einer konstruktiven Zusammenarbeit.

Dass sich alle gerne haben, sollte nicht das Ziel der Filmförderung sein, sondern dass bessere Filme entstehen.

Das ist klar. Aber wir machen die Filme beim Bundesamt ja nicht selbst, wir setzen nur die Rahmenbedingungen, damit möglichst gute Filme zustande kommen.

Unter Ihnen wurde das Budget für den Film deutlich angehoben, die Anzahl in der Schweiz produzierter Filme hat markant zugenommen – und trotzdem hat man nicht das Gefühl, dass bessere Schweizer Filme in die Kinos kommen. Auch der Marktanteil des Schweizer Films bewegt sich auf demselben Niveau wie früher.

Es ist wie beim Wein: Es gibt gute Jahrgänge und weniger gute. Im letzten Jahr waren es vor allem die Familienfilme, wie «Schel-



«Enorm beeindruckt»: «Ma vie de Courgette».



«Das wichtigste Prinzip ist die Gleichbehandlung»: Ivo Kummer, 57.

len-Ursli», «Heidi» und in der Westschweiz «Ma vie de Courgette», die im Kino überzeugt haben. Man hat dieses Genre neu entdeckt und damit auch international Erfolg gehabt. Das ist doch schön. Um eine gewisse Konstanz zu erreichen, müssten Filmemacher alle zwei Jahre einen Film drehen. Dafür fehlen in der Schweiz aber die Mittel. Heute braucht ein Filmemacher zwischen drei und fünf Jahre, allein schon, um die Finanzierung zu sichern.

Das Problem ist doch: Anstatt sich auf wenige, erfolgversprechende Projekte zu konzentrieren, subventionieren Sie mit der Giesskanne.

Wir müssen uns an die rechtlichen Rahmenbedingungen halten. Das wichtigste Prinzip ist die Gleichbehandlung. Wenn man einfach nach Gutdünken Projekte unterstützen könnte, brauchte es keine Gesetze.

Jedes Jahr steigt die Anzahl Gesuche. Das hat auch mit den Kunsthochschulen zu tun, die jedes Jahr über hundert Absolventen eines Filmstudiengangs ausspucken, die dann alle einen Teil des Subventionskuchens beanspruchen.

Wir haben den Auftrag, das professionelle Filmschaffen zu fördern. Auf die Anzahl Ausbildungsplätze an Fachhochschulen haben wir keinen Einfluss, das ist Sache der Kantone. Wir können weder die Absolventen ausschliessen noch Regisseure über 65 verbieten, weiterhin Filme zu machen.

Sie verstecken sich hinter Paragraphen, dabei ist Ihr Einflussbereich gross: Eine Kommission sichtet zwar die Gesuche, ihre Empfehlung ist aber nicht bindend. Sie können jeden Kommissionsentscheid umstossen.

Würde ich mich mehr einbringen, so hätte dies eine Ungleichbehandlung zur Folge: Jeder weiss, welche Art von Filmen ich schätze. Wenn ein Teil der Branche trotzdem eine stärkere Einmischung meinerseits fordert, so erachte ich das als Zeichen des Vertrauens, dass man mich offenbar als kompetent erachtet. Aber meine persönlichen Präferenzen dürfen natürlich nie ausschlaggebend sein.

Wie oft machen Sie von Ihrem Vetorecht Gebrauch?

Nur wenn die Argumentation der Kommission nicht stringent ist. Jedes Projekt darf nach einer Absage verbessert und ein zweites Mal eingegeben werden. Wenn die Kommission beim zweiten Mal etwas bemängelt, was sie beim ersten Mal noch in Ordnung fand, so schreite ich ein und schicke das Gesuch in eine dritte Runde.

Können Sie ein Beispiel nennen?

«Schellen-Ursli» hatte von uns eine Zusage erhalten, wegen Finanzierungsproblemen konnte mit den Dreharbeiten aber nicht innert der vorgeschriebenen Frist begonnen werden. Als das nötige Geld endlich da war, mussten die Produzenten ein neues Gesuch stellen. Prompt befand die Kommission, der Film sei nicht förderungswürdig, obwohl die Ausgangslage in Bezug auf die Produktion des Films besser war. Beim gleichen Projekt einmal zu einem positiven und einmal zu einem negativen Urteil zu kommen, geht meiner Meinung nach nicht. Da habe ich interveniert. Der Film hatte dann glücklicherweise grossen Erfolg.

Die Filmsektion des Bundes verteilt jedes Jahr mehr als 50 Millionen Franken, doch nicht einmal die Hälfte davon kommt der eigentlichen Filmproduktion zugute. Der grössere Teil landet im Speckgürtel: bei der Promotion, den Festivals, der Vermittlung,

bei europäischen Programmen und so weiter. Hier liegt doch der Skandal.

Dass wir eine Cinémathèque suisse unterstützen, die das Schweizer Filmschaffen fachmännisch archiviert und für die Nachwelt sichert, finde ich sehr wichtig. Auch andere Aufgaben, die sie als «Speckgürtel» abtun, sind bedeutende Pfeiler im System. Filme sollen ja nicht nur produziert werden, sondern auch ein Publikum finden. Einfach zu sagen, Festivals seien nicht nötig, ist sehr kurz gedacht. Eine reiche filmkulturelle Umgebung mit Weiterbildungen, Festivals, kompetenter Filmpublizistik sowie Zugang zur Filmkultur auch für Kinder und Jugendliche sind der Boden, damit gute Filme entstehen können.

Man findet für jeden Ausgabeposten eine gute Begründung. Aber Ziel müsste doch sein, dass ein möglichst grosser Teil der Mittel bei der Filmproduktion landet.

Da gebe ich Ihnen recht. Sie haben noch die Zahlen von 2015 vor sich, demnächst veröffentlichen wir die Zahlen von 2017, da sieht es diesbezüglich schon besser aus. Zudem rechnen Sie das Geld für die europäischen Programme fälschlicherweise ganz dem «Speckgürtel» zu, dabei kommen diese Mit-

«Es ist wie beim Wein: Es gibt gute Jahrgänge und weniger gute.»

tel zu einem gewissen Teil ebenfalls der Filmproduktion zugute.

Wenn Sie völlig frei über die Fördermittel verfügen könnten, wie wüssten Sie sich den Schweizer Film?

Ich stehe für ein engagiertes Kino, das in die Tiefe geht, das die drängenden Fragen behandelt. Vorbildlich diesbezüglich war «Der Verdingbub»: Ein schweres Thema wurde so präsentiert, dass es doch ein grosses Publikum fand. Dank solchen Filmen befassen wir uns mit unseren Wurzeln, das ist identitätsfördernd. Solch schwierige Themen anzupacken, braucht aber Mut und Herzblut. Leichtere Filme sind auch gut, hierfür gibt es aber geeignetere Finanzierungsformen, zum Beispiel über das Fernsehen, das ein Bedürfnis nach Primetime-tauglichen Filmen hat.

Sie waren früher ein scharfer Kritiker des Filmfördersystems, jetzt sind Sie selber am Ruder. Hatten Sie die Zwänge des Systems unterschätzt?

Unterschätzt habe ich vor allem die Trägheit. Will man ein Detail in der Verordnung ändern, so löst das in der Verwaltung eine ganze Lawine aus. Die Prozesse sind enorm langwierig. Ich war es gewohnt: Wenn man etwas entschieden hat, so setzt man es möglichst schnell um und macht allenfalls noch das Feintuning. Beim Bund muss man jedes Mal Konsultationen einberufen, andere

Bundesämter begrüßen. Sie alle reden dann mit. Umso mehr Freude bereitet es, wenn etwas gelingt, wie beispielsweise die neue Filmstandortförderung.

Niemand kennt das hiesige Filmschaffen so gut wie Sie. Was ist die zentrale Eigenheit des Schweizer Films?

Die Uhrmachermentalität, die darin zum Ausdruck kommt. Es wird sehr präzise gearbeitet, bei der Planung, am Schnittplatz – nichts wird dem Zufall überlassen. Eine andere Konstante ist die Reiselust, das Fernweh, wobei sich diese und schweiznahe Themen abwechseln. Es gab Jahre bei den Solothurner Filmtagen, da kam ein Alpbzugsfilm nach dem anderen. Das Gebimmel fing irgendwann an zu nerven ... Über die Grundsatzfragen «Was ist ein Schweizer Film?» und «Gibt es den Schweizer Film überhaupt?» haben wir stundenlang diskutiert, und wir diskutieren weiter. Eine klare Antwort habe ich aber nach wie vor nicht. Die Filme sind so vielfältig wie das Land.

Als Direktor der Solothurner Filmtage mussten Sie über Wochen hinweg täglich von morgens bis abends Schweizer Filme anschauen. Ich stelle mir das als Tortur vor.

Das ist es überhaupt nicht, im Gegenteil. Es ist zwar anstrengend, man ist erschöpft, aber es ist auch eine Freude. Der Einblick in verschiedene gesellschaftliche Milieus, den die Filme bieten, ist immer äusserst faszinierend. Man bekommt ein Bild der Schweiz präsentiert, das einem sonst nicht auffällt, weil man nur mit sich selbst beschäftigt ist. Für jeden Politiker wäre es eine Grundschule, sich intensiv Schweizer Filme anzuschauen.

Welche Schweizer Filme muss man gesehen haben, um das Land zu verstehen?

Das muss ich mir überlegen, es gibt so viele. [Ivo Kummer sendet die Liste später per E-Mail nach.] Zum Asylwesen sicherlich «Reise der Hoffnung» (1990) von Xavier Koller und «Vol spécial» (2011) von Fernand Melgar. Umweltfragen gehen zum Beispiel Markus Imhoof in «More than Honey» (2012) oder «Thule Tuvalu» (2014) von Matthias von Gunten nach. Soziale Themen beleuchten «L'Abri» (2014) von Fernand Melgar, spezifisch zur Jugend «Chrieg» (2014) von Simon Jaquemet oder soziologisch «Der Verdingbub» (2011) von Markus Imboden. Im Bereich der Religion empfehle ich die Koproduktion «Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen» (2010) von Hajo Schomerus. Nicht zu vergessen natürlich der preisgekrönte Film von Ursula Meier «L'enfant d'en haut» (2012) oder der Eröffnungsfilm der diesjährigen Solothurner Filmtage: «Die göttliche Ordnung» von Petra Volpe.

Solothurner Filmtage: Werkschau des Schweizer Films, 19. bis 26. Januar.

Autoren

Vermeintliche Herrlichkeit

Der bald 90-jährige Schriftsteller-Doyen Martin Walser legt einen neuen Roman vor. Die Kritiker loben, das Buch enttäuscht.

Von Pia Reinacher

Martin Walser hat wie kein anderer Schriftsteller die deutsche Literatur der Nachkriegszeit geprägt. In unzähligen Debatten, Polemiken, wortgewaltigen und scharfsinnigen Abhandlungen zu Politik, Gesellschaft und Kultur steuerte er die öffentliche Wahrnehmung aktueller und historischer Fragen.

Sein literarisches Werk steht wie ein Monolith in der deutschen Literaturlandschaft – und es wird auch kurz vor dem 90. Geburtstag des Schriftstellers am 24. März wie fast jedes Jahr um ein weiteres Buch ergänzt. Mit un-nachgiebiger Selbstbefragungs-, Selbstbe-



Puzzle von Anspielungen: Schriftsteller Walser.

hauptungs- und Selbstbeziehungswut seziert er darin nicht nur obsessiv die prekäre Beziehung zwischen Mann und Frau, er hat auch in unzähligen Romanen seinen Beitrag zur Aufarbeitung der deutschen Kriegsvorgänge, zur Wiedervereinigung und zu den turbulenten Jahren danach geleistet.

Jetzt hat er mit dem Roman «Statt etwas oder Der letzte Rank» ein Alterswerk, eine Art Bilanz vorgelegt – man kann es stellenweise auch eine Abrechnung mit sich, seinen Themen und seinen Gegnern nennen.

Der Rowohlt Verlag preist das Œuvre als neuen Höhepunkt, in dem es in jedem Satz um Ganze gehe. Dass mit dem «Rank» die letzte Kurve gemeint ist, muss man dem schweizer-

deutschen Leser nicht weiter erklären. Deutsche Kritiker bemühen das grimmsche Wörterbuch, um zu zeigen, dass hier einer offensichtlich nochmals die Chance habe, seine Feinde abzuschütteln – oder einer, der sich zumindest Satisfaktion im Endspurt erhofft.

Saisonales Ereignis

Was allerdings bereits ein, zwei Tage nach dem Erscheinen des Romans an Geraune über dieses vermeintliche Spitzenalterswerk in der Kritikerszene losging, ist ebenso amüsant wie geisterhaft. Auf Zehenspitzen «düselten» die Bewunderer um den Grossdichter, um ihn ja nicht durch ein unbedachtes Widerwort zu erzürnen oder – noch schlimmer – sich etwa durch ein eindeutiges Urteil in der Hackordnung des Gewerbes vorzeitig falsch zu positionieren, *hélas*. Vom altbekannten Walser-Sound war die Rede – obwohl doch die Sprache des neuen Romans nur noch ein schwacher Abglanz seines früheren Sprachfurors ist. Von der Summe eines Lebens und Werks wurde gesäuselt – obwohl sich diese Summe auf ein Puzzle von Anspielungen aufs eigene Werk, auf wiederaufgewärmte Abrechnungen mit Gegnern oder zu Gegnern gewordenen Freunden und Förderern wie Marcel Reich-Ranicki oder Frank Schirrmacher, auf verblichene erotische Freuden («Sie hätten unter diese vielfache Durchbrochenheit nicht etwas Fleischfarbenes anziehen müssen. Dass Sie sich dabei nichts gedacht haben, glaube ich Ihnen nicht») beschränkt oder die Selbstbefragung des eigenen Gewissens umstandslos und irgendwie «sühneerleichternd» mit anderen historischen «Sünden» gegengeschnitten wird: etwa mit der Anspielung auf Richard von Weizsäcker, dessen nicht ganz astreine und gerne etwas geschönte Familiengeschichte inzwischen allerdings längst jedes Kind kennt: «Es lässt sich an Beispielen zeigen, dass es Familien gibt, die dem Nationalsozialismus rühmlich dienten, als Staatssekretär zum Beispiel, die in der dann folgenden Demokratie den Bundespräsidenten stellten.» Ach Walser!

So jedenfalls sieht keine grundlegende, rückhaltlose, selbstkritische, produktive Rückschau auf das eigene Leben aus. Das schadet Martin Walser zwar nicht. Er bleibt der Schöpfer eines singulären Werks, dessen Glanz nicht verblasen wird. Die vermeintliche Herrlichkeit dieses Alterswerks wird allerdings schon morgen als saisonales Ereignis verblasst sein.

Martin Walser: Statt etwas oder Der letzte Rank. Roman. Rowohlt, 2017. 176 S., Fr. 23.90

Gehört der Islam zur Schweiz?

Es sind meist muslimische Frauen und nicht Männer, die sich für einen aufgeklärten Islam einsetzen. In aller Härte holt die Baslerin Jasmin El Sonbati zu einem Rundumschlag aus. *Von Kurt Pelda*



Tieferer Sinn: Autorin Jasmin El Sonbati.

In der Schweiz leben schätzungsweise 430 000 Muslime, das sind etwas mehr als fünf Prozent der Bevölkerung. «Gehört der Islam deshalb zur Schweiz?» ist die Frage, die sich die Basler Muslimin Jasmin El Sonbati in ihrem neuen Buch stellt. Ob man darauf mit Ja oder Nein antwortet, hängt nicht nur von der religiösen und politischen Überzeugung ab, sondern auch von der Gretchenfrage, von welchem Islam wir eigentlich sprechen.

Salafisten mögen darauf antworten, es gebe nur einen Islam, nämlich den Islam des Korans und der Sunna. Diese besteht aus den Lebensgewohnheiten und Weisungen des Pro-

Für sie haben islamistische Terroranschläge sehr wohl mit dem Islam zu tun.

pheten, ist also sozusagen der Wertekanon der Muslime und stellt neben dem Koran die zweite Rechtsquelle des Islam dar. Die Sammlung enthält mehrere hunderttausend angebliche Aussprüche des Propheten und seiner Gefährten. Wer aus dieser Papierflut Handlungsanweisungen ableiten will, muss sich notgedrungen auf eine Auswahl beschränken. Damit beginnt aber schon die Willkür derer, die sich als die einzig richtigen

Muslimen und Befolger der wahren Religion aufspielen.

Keine Toleranz für die Intoleranten

Autorin El Sonbati sieht sich selbst als Vertreterin eines aufgeklärten Islam, eines Islam der Mitte. Sie gibt offen zu, dass auch sie sich im «Selbstbedienungsladen Koran» das herauspickt, was ihr am besten passt. Für sie ist es absurd, sich ohne Wenn und Aber an Regeln zu orientieren, die das Funktionieren einer Gesellschaft im siebten Jahrhundert nach Christus sicherstellen sollten. Gott habe den Menschen den Verstand gegeben, damit sie die Anweisungen auf die Zeit übertragen, in der sie lebten. Man müsse den Fokus auf das Wörtliche überwinden und einen tieferen Sinn der koranischen Botschaft erkennen, der auch heute noch seine Gültigkeit haben könne.

«Gehört der Islam zur Schweiz?» Gemeint sei damit die Frage des friedlichen Zusammenlebens in einer demokratischen Gesellschaft mit liberaler Grundhaltung, schreibt El Sonbati, wo Gleichberechtigung herrsche und Menschenrechte und Verfassung die Regeln bestimmten. Ihr Buch ist eine Abrechnung mit dem rückwärtsgewandten Islam, dem Islam der Hassbotschaften und Gewaltaufrufe, dem Islam der Salafisten, die jede Kritik an sich und ihrem Islamverständnis mit dem Allerwelts-

vorwurf der Islamophobie zu ersticken suchen. Dieser militante, freiheits- und frauenfeindliche Islamismus gehöre weder toleriert noch relativiert, wie dies manche nichtmuslimische «Gutmenschen» täten.

Für die aus Ägypten stammende Lehrerin und Publizistin haben islamistische Terroranschläge sehr wohl mit dem Islam zu tun, und zwar mit der extremistischen Lesart, die sich der Hassbotschaften und Gewaltaufrufe im Koran bedient. Verse, die zu Güte, Barmherzigkeit und Vergebung aufforderten, würden daher einfach ausgeblendet. Umgekehrt machen es dagegen linke Schönredner: Sie wollen nicht wahrhaben, was im Koran als Hetze gegen Andersgläubige enthalten ist.

Wo bleibt der Verstand?

Es gehört zu den Stärken von El Sonbatis Buch, die Diversität des Islam auch anhand der in den Ursprungsländern gelebten Religiosität zu beschreiben. Nicht nur unter Schweizer Muslimen, sondern auch zum Beispiel im Nahen Osten sei die Bandbreite des islami-

Verse, die zu Güte, Barmherzigkeit und Vergebung aufforderten, würden einfach ausgeblendet.

schen Lebens sehr gross. Zugleich beschränkt sich die wertkonservative, ja innovationsfeindliche Haltung in arabischen Staaten nicht allein auf Muslime, wie El Sonbati anhand ihres Herkunftslands Ägypten illustriert. Orientalische Christen seien fast ebenso in eine erzkonservative Kirche eingebettet, die sie in Schach halte und Kritik nicht dulde. So hätten die Kopten in Ägypten einen kaum grösseren politischen und religiösen Freiraum als ihre muslimischen Landsleute, mit der Ausnahme, dass Frauen kein Kopftuch trügen und bei der Erbschaft gleichberechtigt seien. Bei den Muslimen erbt eine Frau nur halb so viel wie ein Mann.

Die Forderung El Sonbatis und anderer muslimischer Schweizerinnen nach einer Reform des Islam ist bei den hiesigen Imamen und muslimischen Verbänden bisher auf taube Ohren gestossen. Vielleicht hat El Sonbati mit ihrem Fazit recht: «Der gesunde Menschenverstand ist der Feind des offiziellen Islam.»



Jasmin El Sonbati
Gehört der Islam zur Schweiz?
Zytlogge. 256 S., Fr. 31.90

Young Lady and Elder Statesman

Von Peter Rüedi

Jazz *singing* ist, ausschliesslicher als sonstiger Jazz, eine amerikanische Kunst. So ist die Karriere von Nicole Herzog, Tochter einer kongolesischen Mutter und eines Schweizer Vaters, eine grosse Besonderheit. Mit der überwältigenden Klarheit ihrer Stimme und ihrer grossen Biegsamkeit überzeugte sie zum ersten Mal am Frauenfelder Festival Generations 2004 ihre Ausbilder, darunter den Trombonisten Adrian Mears und den amerikanischen Superdrummer Lewis Nash. Mears arrangierte und leitete denn auch ihren Erstling mit dem sprechenden Titel «Time Will Tell». 2011 schloss sie in Basel mit dem Master in European Studies ab. Ein Jahr darauf, der universitären Pflichten ledig, gründete sie mit dem Berner Pianisten Stewy von Wattenwyl eine gemeinsame Gruppe und spielte beim Label Brambus das erfolgreiche Album «Intimacy» ein, in welchem sie sich als grosse Erzählerin grosser Songs bewies, ohne irgendeine der Heroinnen des Jazzgesangs zu imitieren. Dort, wo Billie Holiday «abgefeimte Kindlichkeit» nachgesagt wurde, lag bei ihr der Akzent auf der unschuldigen Direktheit, bei der die Naivität Raffinement dennoch nicht ausschloss.

Ihr nächstes Opus widmeten Herzog und Wattenwyl dann eben dem 100. Geburtstag der charismatischen Holiday, geb. 1915, und dem 80. Jahrestag der Uraufführung von George Gershwins «Porgy and Bess»: Drei der Songs gehörten zum Repertoire der Lady und stammten aus der Gershwin-Oper. Ebenfalls 2016 erschien nun Herzogs Album mit einer Combo unter der Leitung eines vielseitig renommierten Elder Statesman, des Tenoristen Don Menza, und Nicole leistet sich den Spass, mit der einen CD auf die andere zu verweisen: Das Cover von «Nicole Herzog meets Don Menza» zeigt die Sängerin mit einer weissen Gardenie im Haar, dem Markenzeichen von «Lady Day». Die Kooperation funktioniert aufs Glückliche, nicht nur was die Arrangements und die Soli von Menza angeht, sondern auch in Bezug auf die Mitmusiker, zumal den Posaunisten Johannes Herrlich und den Pianisten Oliver Kent (am Bass Jesper Lundgaard, an den Drums Bernd Reiter). Ein Album voller Charme und Zauber.



Nicole Herzog meets Don Menza: That's Life. Musiques Suisses, MGB Jazz 19
Nicole Herzog – Stewy von Wattenwyl Group: I Loves You Billie. Brambus 201687-2

Wallfahrt ins Glück

Mit «La La Land» kehrt das Musical zurück. Doch die Leichtigkeit des Seins hat ihre himmlische Naivität verloren.

Von Wolfram Knorr



Lücke zur Wirklichkeit: Emma Stone, Ryan Gosling in «La La Land».

Auf der verstopften Autobahn rund um Los Angeles geht nichts mehr. Da springen Fahrer und Beifahrer, Frauen und Männer, Junge und Alte aus ihren Schlitten, steigen auf die Dächer ihrer Blechbüchsen und heben singend und tanzend, kraft ihrer glühenden Leidenschaft, den Stillstand aus den Angeln. Der endlose Strom fliesst wieder weiter, und Mia (Emma Stone) und Sebastian (Ryan Gosling) begegnen sich erstmals auf dem Freeway. Bald wird mit der Leichtigkeit musikalischen Seins eine Romanze daraus. Musicals sind die Kunst des Ringens. Sie drücken und pressen sich gegen die Umklammerung der Schwerkraft.

Astaire und Co.

«La La Land» von Damien Chazelle («Whiplash») ist die Wiederbelebung – ziemlich kühn in Zeiten galaktischer Traumtänzerie – eines der ältesten Kinogenres und demonstriert mit dem genannten Autobahn-Prolog sogleich die Antriebskraft, die das Musical seit den dreissiger Jahren in Fahrt brachte: glühende Traumenergie. Raus aus der Wirklichkeit, einer ohnehin bockbeinigen Angelegenheit, und hinein in glänzende Illusionswelten, die als wildes Rokoko jede Rückkehr ins Reale mit arkadischen Wucherungen und feurigem Firnis zubauen. Busby Berkeley (1895–1976), der unbelastet und ungehemmt von Tradition, Konvention und Bildung aberwitzige Ornamente schuf, war, während der Depression, der Hohepriester eines schwindelerregenden Eskapismus. Mit Gruppenarrangements (vor allem Frauen natürlich) schuf er Puzzles, Mosaik, Blütenblätter und andere kaleidoskopartige optische Wunderwerke. Mädchen

in gebückter Haltung bilden eine Stars-and-Stripes-Flagge, aus der, erheben sie sich, das rasterartige Gesicht von Roosevelt wird. Arrangements, die sich pausenlos auflösen, um sich wieder zu neuen Mustern zusammenzusetzen. Wundersame Metamorphosen als visuelle Wallfahrten. Den wahnwitzigsten Einfall hatte er in «Gold Diggers of 1933 – The Shadow Waltz», wo Tänzerinnen eine einzige, magisch leuchtende Supervioline bilden. Salvador

Dalí sei gegrüsst. Erotik als Plural, Weiblichkeit als Mädchenbeine. Einzelne Tänzer oder Tänzerinnen feierten später ihre Triumphe: Fred Astaire, Gene Kelly, Ginger Rogers, Eleanor Powell.

Astaire und Co. waren die Antipoden. Musste bei Berkeley die Kamera tanzen, so musste bei Astaire und Co. die Kamera ihren Tänzern dienen. Tilgten Berkeleys gigantische Blendwerke alles Hässliche und Hemmende, verwandelten die Tänzer mit individueller Willenskraft alles Irdische ins Leichtfertige und Gemüts-Expressive. Fantasie und Imagination transformierten sie in Eleganz und puren Esprit. Im Gegensatz zu Berkeley, der alles Hemmende unter seinen Bild- und Musiklawinen begrub, mussten Astaire und Co. zeigen, wie sie Stolperdrähte der Wirklichkeit überwinden. Keiner beherrschte das so souverän wie Fred Astaire (1899–1987), der Treppen, Tischen, Stühlen, Polstermöbeln und Wänden ihre irdische Kraft und Schwere einfach mit Fantasie nahm, sie zu Spielbällen seines eleganten tänzerischen Humors machte. Wenn er mit Ginger Rogers übers Parkett segelte, brauchte es keine Worte mehr, Liebe war Verzauberung. Damien Chazelle gelingt das in «La La Land» vorzüglich, er geht aber vorsichtiger mit den Zitaten und Elementen des klassischen Musicals um. Er weiss, dass vieles heute nicht mehr funktionieren würde, die Unschuld der Gattung dann doch passé ist. Wahrscheinlich liess er deshalb eine Lücke zur Wirklichkeit, um seine Romanze nicht gänzlich einzuschliessen wie ein Insekt in glänzendem Bernstein.

«La La Land» von Damien Chazelle läuft ab dieser Woche in die Kinos.

Vielleicht muss er erst stürzen

Der Norweger Magnus Carlsen, 26, gilt als «Mozart des Schachs». Kann es so etwas überhaupt geben? Und: Worin liegt die Magie des stundenlangen Figurenverschiebens in Totenstille? *Von Thomas Glavinic*



Streben nach Klarheit: Schachgenie Carlsen, 26.

Das einstige Wunderkind Magnus Carlsen, das im Alter von dreizehn Jahren als damals zweitjüngster Spieler den begehrten Grossmeistertitel errang, 2013 der 16. Weltmeister der Schachgeschichte wurde und von manchen als der «Mozart des Schachs» bezeichnet wird, ist nach allgemeiner Einschätzung der stärkste Schachspieler des Planeten. Was selbstverständlich klingt, zumal er gerade seinen Weltmeistertitel erfolgreich gegen ein anderes ehemaliges Wunderkind verteidigt hat, den gebürtigen Ukrainer Sergej Karjakin, der gar schon mit zwölf Grossmeister wurde. Zudem führt Carlsen seit 2011 unangefochten die Elo-Weltrangliste an, die die individuelle Stärke eines Spielers in unbestechliche Zahlen gießt. Aber noch über jeden Weltmeister wurde früher oder später spekuliert, ob auf seinem Sessel nicht bald ein anderer sitzen könnte.

Bei dem 26 Jahre alten Norweger ist es noch nicht so weit, obwohl seine Ergebnisse in der jüngeren Vergangenheit nicht überzeugten und ihm der Italo-Amerikaner Fabiano Caruana in der Weltrangliste schon recht nahe gekommen ist. Gerade mal dreizehn Punkte trennen die beiden noch voneinander, die kann man in nur zwei Partien verlieren oder aufholen. Und gleich hinter Caruana lauert Ex-Weltmeister Wladimir Kramnik, dem in seiner Amtszeit nicht ganz zu Unrecht farbloses Spiel und man-

gelnde Risikobereitschaft vorgeworfen wurden, der jedoch, von der Bürde des Titels befreit, mit seinen bald 42 Jahren spektakulärer, angriffslustiger und vor allem stärker spielt denn je und mit seiner Erfahrung Carlsen in einem Match vor grosse Probleme stellen könnte. Schliesslich war er es, der im Jahr 2000 einen Giganten vom Thron gestossen hat: Kramnik besiegte ebenso überraschend wie verdient Garri Kasparow, das Theoriemonster aus Baku, zweifellos einer der grössten Spieler aller Zeiten und ebenfalls einer, der «Mozart des Schachs» genannt worden war.

Spiel der Superlative

Die abstrakten Auseinandersetzungen auf dem Brett mit den 64 Feldern sind von Geheimnissen umwoben, nur Eingeweihten zugänglich und wirken auf manche einschüchternd intellektuell. Das alles macht Schach zu einem Spiel der Superlative und der bemühten Vergleiche. Zudem scheint niemand so genau zu wissen, was dieses stundenlange Figurenverschieben in Totenstille eigentlich ist: ein Spiel? Eine Wissenschaft? Gar eine Kunst?

Es gibt Menschen, die herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Chirurgie oder der Politik ebenso in die Nähe von Kunst rücken wie die gefällige Herstellung von Schmuckstücken aus Nespresso-Kapseln. Doch ein

Kunstwerk verlangt nicht nur ein dominantes ästhetisches Element, sondern auch eine aktive Positionierung zur Welt, eine persönliche metaphysische Einlassung, und von dem kann bei aller Schönheit des Schachs nicht die Rede sein, dazu ist es dann doch wieder zu klein. Einen Mozart kann es im Schach nicht geben, höchstens einen Björn Borg, einen Hermann Maier oder einen Lionel Messi.

Ganz aus der Luft gegriffen ist der Vergleich aber auch nicht. Mit dem Genie aus Salzburg verbindet man das Phänomen des Wunderkinds, und Magnus Carlsen war eines, so wie vor ihm ein Samuel Reshevsky, ein José Raúl Capablanca und, vor 160 Jahren, der Amerikaner Paul Morphy, der «spielte, als käme er aus einer anderen Welt», wie es sein unterlegener Kontrahent Adolf Anderssen ausdrückte.

Carlens Spiel ist fraglos brilliant. Er sucht keine Verwicklungen, weicht ihnen aber auch nicht aus. Vor allem strebt er nach Klarheit, die er im Gegensatz zu den meisten seiner Gegner auch in komplexen Stellungen mit taktischem Charakter findet. Ähnlich wie einst der elfte und wohl allergrösste Weltmeister, der US-Amerikaner Bobby Fischer, der 1971 und 1972 im Alleingang die ganze sowjetische Schach-Mafia in Grund und Boden spielte, geht er in jede Partie mit dem Willen und der Überzeugung, zu gewinnen, egal gegen wen. Sein Siegeswille ist so überwältigend wie die unvergleichliche Dynamik seines Spiels und der Druck, den er auf seine Gegner ausübt. Aber er ist unbeständig, er ist vielleicht der fehleranfälligste Weltmeister der vergangenen Jahrzehnte. Seine grössten Stärken sind sein Endspielkönnen und seine Physis, denn Ausdauer und Fitness spielen auf hohem und höchstem Niveau im Schach eine wichtigere Rolle, als man annehmen könnte. Die Kombination dieser Qualitäten macht ihn zu dem Spieler mit den grössten Erfolgen und verleitet viele Kommentatoren dazu, seine Schwächen nicht weiter zu beleuchten.

Weltmeister zu sein, ist schwieriger, als Weltmeister zu werden. Auf dem Gipfel zeigt sich die wahre Grösse eines Spielers. Lange sah es danach aus, als könnte Magnus Carlsen einer der Grössten aller Zeiten werden. Aber etwas scheint ihm zu fehlen, zumindest jetzt noch. Ob sein Name in fünfzig Jahren mit der gleichen Ehrfurcht genannt werden wird wie die Namen von Kasparow und Fischer, bleibt abzuwarten. Vielleicht muss er erst stürzen, ehe er sein ganzes Können ausschöpft. Fast möchte man es ihm – und uns – wünschen.



Thomas Glavinic, 44, zählt zu den erfolgreichsten Schriftstellern Österreichs. Er spielte im Alter von fünf Jahren seine erste Schachpartie und erreichte als Fünfzehnjähriger Rang zwei der österreichischen Schachrangliste. Sein erster Roman «Carl Haffners

Liebe zum Unentschieden» (1998) beschreibt den Kampf um eine fiktive Schachweltmeisterschaft.

Plötzlich klar

Schwer Demenzkranke beginnen zu reden. Hirntumor-Patienten können wieder normal denken. Der deutsche Biologe Michael Nahm hat Fälle zusammengetragen, in denen Menschen vor dem Tod unerklärlich aufgeblüht sind. Die Wissenschaft schläft. *Von Alex Reichmuth und Doreen Borsutzki (Illustration)*

Heute würde man Anna Katharina Ehmer, genannt «Käthe», als schwerstbehindert bezeichnen. Anfang des letzten Jahrhunderts war die Wortwahl noch anders. «Sie war völlig verblödet, sprach nie ein Wort, stierte entweder stundenlang stumpfsinnig vor sich hin oder befand sich in zappelnden Bewegungen.» So beschrieb Wilhelm Wittneben, Chefarzt einer deutschen Pflegeanstalt, die junge Frau in einem Bericht, den er einige Jahre nach deren Ableben 1922 verfasste. «Manchmal stiess sie einen durchdringenden Schrei aus; an ihrer Umgebung schien sie nicht den geringsten Anteil zu nehmen», so der Arzt weiter.

Als es mit Käthe wegen einer Tuberkulose dem Ende zuging, wurde Wittneben ins Sterbezimmer gerufen. Was er sah und hörte, war für ihn unfassbar: Käthe sang ein Lied, mit klar vernehmbarem Text. Das war aber eigentlich unmöglich, denn der Arzt wusste, dass die Hirnrinde der Frau durch mehrere Entzündungen bereits «restlos zerstört» war. Der Vorfall wurde auch von Friedrich Happich, dem Leiter der Pflegeanstalt, beobachtet und später rappor-

Für Neuroforscher wird das Bewusstsein nur durch organische Vorgänge im Gehirn erzeugt.

tiert. Happich war ebenfalls stark irritiert – und kam ins Grübeln. Die Frau musste Texte und Melodien mitbekommen und verstanden haben, obwohl das aufgrund ihrer Behinderung, unter der sie zeitlebens litt, ausgeschlossen erschien. Er habe durch das Aufblühen von Käthe während des Sterbeprozesses erfahren, «dass auch der armseligste Idiot ein verborgenes inneres Leben führt, das so viel wert ist wie mein eigenes inneres Leben», hielt Happich fest.

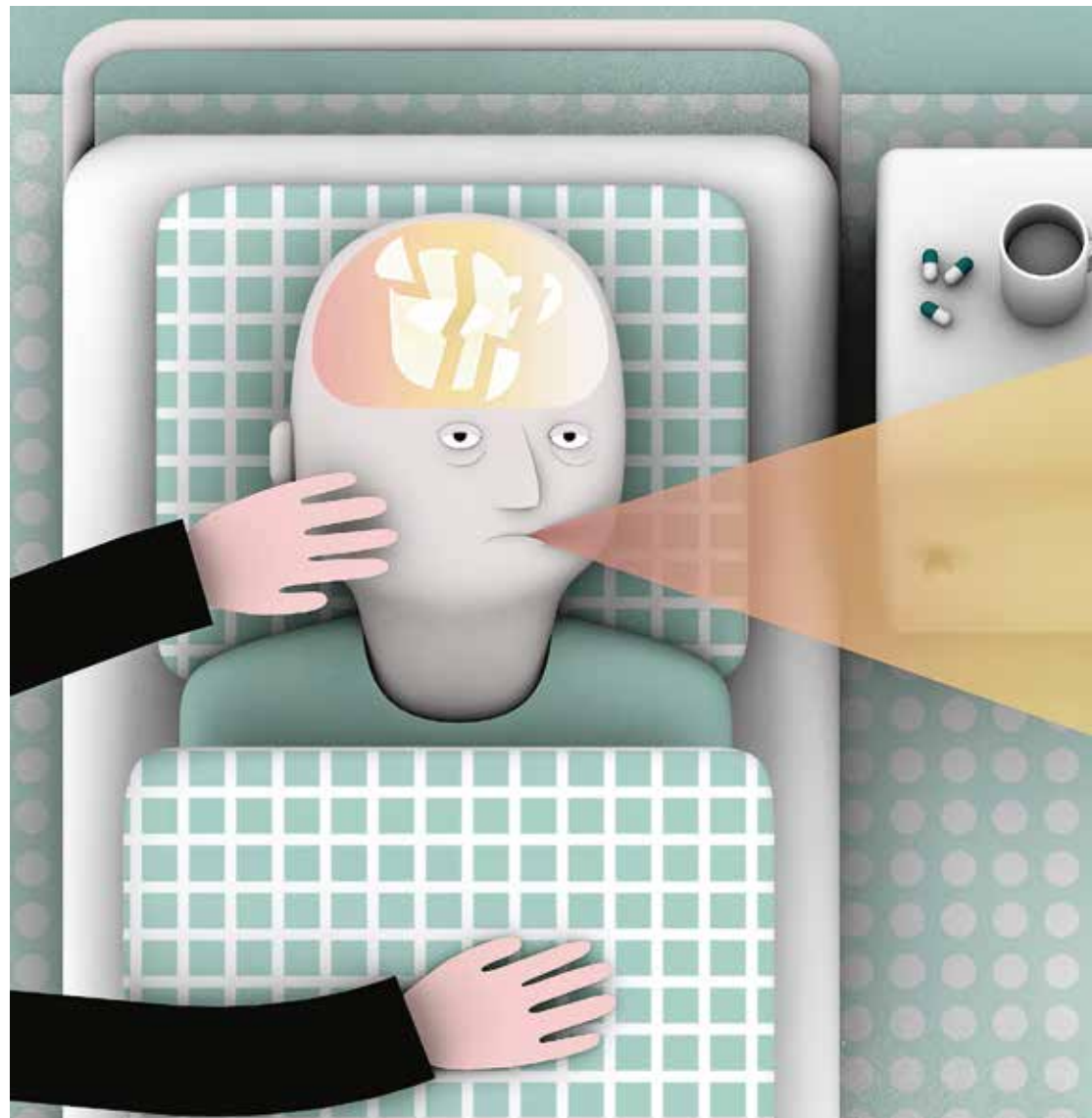
Geistesklarheit nach einem Sturz

Das Beispiel von Käthe ist einer von über hundert Fällen, denen Michael Nahm nachgegangen ist. «Terminale Geistesklarheit» nennt der deutsche Biologe das Phänomen. Er hat die Literatur der letzten zweihundert Jahre danach durchforstet. Einige Fälle wurden ihm auch persönlich zugetragen. Immer geht es um Menschen, die in ihren geistigen Fähigkeiten etwa durch geistige Behinderung, fortschrittene Demenz, Schlaganfälle oder Hirntumoren schwer beeinträchtigt waren, die kurz vor ihrem Tod aber erstaunliche, mitunter unerklärliche Fähigkeiten erlangten.

Ein solcher Fall trug sich 2010 in den USA zu. Er betrifft eine 98-jährige Frau, die seit langem stark dement war. «Sie fiel in die Geistesverfassung eines eineinhalbjährigen Kindes zurück und konnte keine Sätze mehr formulieren», hielt ihre Schwiegertochter in einem Bericht fest. Doch nachdem die Frau nach einem Sturz mit gebrochener Hüfte in ein Spital eingeliefert worden war, fiel sie plötzlich durch eine geistige Präsenz auf, die sie seit Jahren nicht mehr gehabt hatte. Die Frau unterhielt sich mit ihren Angehörigen klar über die Verletzung, die sie soeben erlitten hatte. «Danach sagte sie uns einige Male, dass sie uns liebe, wir sie nicht vergessen sollten und sie uns nicht vergessen werde», so die Schwiegertochter. Drei Tage später starb die alte Frau.

Manche Fälle von terminaler Geistesklarheit in der Sammlung von Michael Nahm lesen sich erstaunlich, liegen aber nicht offensichtlich ausserhalb dessen, was wissenschaftlich erklärbar scheint. Dazu zählen Beispiele von Menschen, die infolge psychischer Störungen wie Schizophrenie stark beeinträchtigt waren, aber plötzlich befreit von den Symptomen auftraten. Andere Fällen scheinen sich hingegen nur schwer in Einklang mit dem gängigen Verständnis bringen zu lassen, wie das Gehirn funktioniert.

Dazu zählt ein Fall von 2007, den der amerikanische Chirurg Scott Haig geschildert hat. Ein krebskranker Mann litt an Metastasen im Gehirn. Gemäss Haig zeigte eine Untersuchung, dass bei dem Patienten nur noch wenig intaktes Hirngewebe vorhanden war. Der Mann hatte



Existiert das Bewusstsein unabhängig vom Zustand des Gehirns?

jegliche Fähigkeit, zu sprechen und sich zu bewegen, verloren und lag bereits im Koma. Kurz vor dem Tod aber erlangte er wieder das Bewusstsein. Er sprach während Minuten ganz normal mit seiner Familie – was wegen seiner Hirnschädigung eigentlich ausgeschlossen war.

Nahm hat rund sechzig Fälle von terminaler Geistesklarheit in einem Buch beschrieben. Es handelt sich um Beispiele, die besonders gut dokumentiert sind. Wer erwartet, in diesem Buch auf eine esoterische Grundhaltung zu stossen, sieht sich getäuscht. Mit grosser Akribie gibt der Biologe die gesammelten Beispiele wieder, benennt Unsicherheiten, offene Punkte, zu klärende Fragen. Dogmatische Thesen finden sich keine. Die Literaturquellen, die dem Buch zugrunde liegen, sind beeindruckend.

Einen Beweis im wissenschaftlichen Sinn, dass es tatsächlich unerklärliche Phänomene bei schwer beeinträchtigten Menschen gibt, stellt die Sammlung nicht dar. Denn bei Zeugenberichten sind immer Vorbehalte dazu möglich, ob Ereignisse und deren Umstände objektiv überliefert wurden. Wenn etwa Angehörige von unerklärlicher Klarheit bei Familienmitgliedern berichten, kann Wunschenken

hineinspielen. Zudem sind einige Überlieferungen über hundert Jahre alt, und alle Zeugen sind längst verstorben.

Experimente wären möglich

Im Sinne wissenschaftlicher Beweisführung will Nahm seine Sammlung auch nicht verstanden wissen. «Mir geht es darum, darauf hinzuweisen, dass es da etwas Interessantes gibt», sagt der Biologe zur *Weltwoche*. «Denn wenn verschiedenste Zeugen wie Ärzte, Pflegende oder Angehörige über Jahrhunderte immer wieder über eine erstaunliche geistige Klarheit in der letzten Lebensphase von Menschen berichten, muss etwas dran sein an dem Phänomen.»

Nahm vergleicht diese Phänomene mit den sogenannten Nahtoderfahrungen. Lange hatte sich die Wissenschaft nicht für Überlebende interessiert, die von überwältigenden Sinnes- und Geisteserfahrungen in Todesnähe berichteten. Erst nachdem Pioniere wie der amerikanische Arzt Raymond Moody solche Erfahrungen systematisch gesammelt und dokumentiert hatten, begannen sich andere Forscher damit zu befassen. Heute ist unbestritten, dass Nahtoderfahrungen existieren – wenn auch die Interpretationen, was sie bedeuten, weit auseinandergehen.

Michael Nahm stellt in seinem Buch weitere erstaunliche Phänomene vor, die er in einem Zusammenhang mit der terminalen Geistesklarheit sieht. So berichten immer wieder Menschen über ausserkörperliche Erfahrungen während lebensbedrohliche Zustände, etwa nach Unfällen oder bei Herzstillständen auf dem Operationstisch. Sie rapportieren dabei manchmal Vorgänge um sie herum, die sie aufgrund ihrer physiologischen Verfassung eigentlich unmöglich mitbekommen haben konnten. Wenn Menschen aber detailliert Bescheid wissen über Handlungen von Ärzten, Aussehen von Pflegenden oder Äusserungen von Angehörigen, obwohl sie gleichzeitig in tiefstem Koma waren, deutet das letztlich darauf hin, dass Bewusstsein unabhängig vom Zustand des Gehirns existieren kann. Skeptiker zweifeln allerdings die Zuverlässigkeit solcher Überlieferungen an.

Buchautor Nahm will sich gar nicht auf eine Deutung festlegen. Er weist aber darauf hin, dass die gängige Meinung vieler Neuroforscher, wonach das Bewusstsein ausschliesslich durch organische Vorgänge im Gehirn erzeugt werde, ebenfalls lediglich Spekulation sei.

Sicher fehlt es derzeit an genügend hieb- und stichfesten Rapporten, um bei ausserkörperlichen Wahrnehmungen oder terminaler Geistesklarheit spektakuläre Schlüsse zu ziehen. «Es wäre aber an der Wissenschaft, solche

Phänomene gezielt zu erforschen», sagt Nahm. Entsprechende Experimente seien möglich, ist der Biologe überzeugt. Er denkt etwa an systematische Versuche mit Menschen, die sich regelmässig ausserhalb ihres Körpers fühlen, zum Teil auch in Situationen völlig ohne physische Not. «Man könnte in ihrem Umfeld Zahlen- oder Buchstabenfolgen an Orten anbringen, die nur von oben aus schwebender Position einsehbar sind.» Wüssten dann solche Probanden Bescheid über die

versteckten Informationen, so Nahm, wäre das ein Fingerzeig, dass Aussergewöhnliches im Gange sei. Und selbst wenn bei Phänomenen wie der terminalen Geistesklarheit alles biochemisch erklärbar sei, könnten eventuell wichtige Erkenntnisse gewonnen werden – etwa für die Therapie von geistig schwer beeinträchtigten Menschen.

Wie bei Einstein

Allerdings machen die meisten Wissenschaftler einen weiten Bogen um Grenzphänomene, wie sie Michael beschreibt. Dabei gäbe es eine Vielzahl weiterer ähnlicher

Vorkommnisse, deren Erforschung sich geradezu aufdrängt: Menschen bekommen nach traumatischen Erlebnissen schlagartig weisse Haare, was physiologisch bis heute unerklärlich ist. Autisten sind zu «Inselbegabungen» und rechnerischen Höchstleistungen fähig, für deren Zustandekommen es keine vernünftige Deutung gibt. Leute unter Hypnose entwickeln durch blosse Suggestion Brandblasen und Wunden am Körper, obwohl so etwas rein rational unmöglich erscheint.

Doch solche Phänomene sind von einer Aura des Unseriösen umgeben. Nahm hat sich daran gewöhnt, dass er auf Stirnrunzeln stösst, wenn er über seine Interessen Auskunft gibt. Eine wissenschaftliche Karriere, etwa an einer Universität, lässt sich auf seinen Forschungsgebieten nicht begründen. Dafür fehlen die Geldgeber. Nahm verdient sich seinen Lebensunterhalt zwar an einer Hochschule, befasst sich dabei aber mit Forstwissenschaft, nicht mit Grenzphänomenen der Biologie.

Ähnlich erging es vor über hundert Jahren Albert Einstein. Dieser arbeitete jahrelang in Bern als einfacher Angestellter des Patentamts. In der Freizeit aber entwickelte er die Relativitätstheorie, die gemäss dem damaligen Wissenschaftsverständnis fantastisch anmutete. Seine Hobbyforschung verhalf Einstein bald zu unsterblichem Ruhm.



Biologe Michael Nahm.

«Man könnte Zahlen an Orten anbringen, die nur von oben einsehbar sind.»

Michael Nahm: Wenn die Dunkelheit ein Ende findet: Terminale Geistesklarheit und andere ungewöhnliche Phänomene in Todesnähe. Crotona. 286 S., Fr. 26.90





Thiel

Streichelposten

Von Andreas Thiel

Stellenvermittler: Haben Sie studiert?
Sozialpädagoge: Ja.

Stellenvermittler: Was denn?

Sozialpädagoge: Sozialpädagogik.

Stellenvermittler: Aha, Sie sind wohl ein Linksintellektueller.

Sozialpädagoge: Wenn Sie so wollen ...

Stellenvermittler: Und jetzt suchen Sie eine sinnvolle Aufgabe im sozialen Bereich?

Sozialpädagoge: Genau.

Stellenvermittler: Am liebsten eine sichere Stelle beim Bund mit guter Bezahlung?

Sozialpädagoge: Ja.

Stellenvermittler: Und Sie sind auch bereit, Verantwortung zu streicheln?

Sozialpädagoge: Wie kann man denn Verantwortung streicheln? Verantwortung muss man doch tragen.

Stellenvermittler: Sie möchten die Verantwortung lieber tragen als streicheln? Dann vermitteln wir Sie an die Fremdenpolizei. Die braucht dringend Verstärkung bei der Ausschaffung renitenter, illegaler Einwanderer.

Sozialpädagoge: Wie? Äh, nein, das ist nichts für mich.

Stellenvermittler: Also doch lieber ein Posten mit Verantwortung zum Streicheln?

Sozialpädagoge: Wie sähe denn so ein Posten mit Streichelverantwortung aus?

Stellenvermittler: Sie könnten Grenzwächter werden, der niemanden an der Grenze abweist. Um die Abweisungen würden sich Ihre Kollegen kümmern. Oder Sie werden Richter, der alle Angeklagten freispricht. Um die Verurteilungen kümmern sich Ihre Kollegen. Wir können Ihnen auch eine Stelle als Asylsachbearbeiter anbieten, der nur positive Bescheide ausstellt. Die negativen Bescheide überlassen Sie den Kollegen.

Sozialpädagoge: Machen Sie sich über mich lustig?

Stellenvermittler: Nein, Sie können gleich morgen anfangen.

Sozialpädagoge: Ist das ein Witz?

Stellenvermittler: Leider nein.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Die aus der Kälte kam

Überwältigender Andrang an der Photo 17; Frühstück für kreative Geister in Zürich. Von Hildegard Schwaninger

Was hat Alberto Venzago, was andere Männer nicht haben? Das werden sich Männer gefragt haben, die, nachdem sie stundenlang in der eisigen Kälte gewartet hatten, um zur Vernissage der Photo 17 in der Maag-Halle in Zürich eingelassen zu werden, noch zwei Stunden anstanden, um endlich im Kabinett «Seduced by the Darkness» zu landen. Sie wollten unbedingt die schöne Russin sehen, die Muse, die mit Alberto Venzago verheiratet ist und ihm für seine erotischen Bilder Modell steht. Nun, die Muse ist eine ganz normale Frau, Mutter von drei erwachsenen Töchtern und – wie alle Russinnen (jedenfalls nach Klischee) – warmherzig und unglaublich nett. Alberto Venzago macht aus Julia Fokina eine Göttin, ein Sexmonster, eine Femme fatale. «Ein grosser Fotograf!», urteilt sein alter Freund, *Persönlich*-Verleger Matthias Ackeret.

An der Vernissage standen sie nebeneinander – sie nennen sich «One», denn sie sind eine Einheit. Sie einen Cowboyhut auf dem Kopf, er wie immer mit Dreitagebart. Beide überglücklich. Alberto Venzago: «Wir sind überwältigt. Das hat es noch nie gegeben, dass so viele Leute so lange warten, um die Treppe hochzusteigen und in unser Universum einzutauchen.»

Das Erotik-Kabinett, in dem die Bilder hängen, ist dunkel. Fünfzig Personen haben Platz. Jeder Raum ist beschallt mit Musik des Filmkomponisten Jochen Schmidt-Hambrock. Venzago: «Wir sind eine symbiotische Gemeinschaft. Unsere Fantasien, unsere

Träume, unsere beiden Leben sind in dieser Ausstellung wie in einem Schüttelbecher konzentriert.» Ein Raum zeigt Venzagos *living room* nach einer Party im New York der achtziger Jahre. Venzago: «Alle möchten die Nächte durchfeiern – saufen, Sex –, alles, was sich Männer und Frauen wünschen, ist in diesem Raum komprimiert.» Was hat Alberto

Ein Raum zeigt Venzagos *living room* nach einer Party im New York der achtziger Jahre.

Venzago, was andere Männer nicht haben? Er ist Fotograf, und Fotografen haben immer die schönsten Frauen. Weil die sich gern ins beste Licht rücken lassen. Venzago rückt seine Julia, die im Kalten Krieg in Russland aufwuchs, mit sechzehn erstmals MTV sah und beschloss, Künstlerin zu werden, ins rechte Licht – mal mit Dogge in einem Palast in Lugano, nackt auf der Harley an der Josefstrasse, in Hongkong, Wien, New York. 3000 Leute haben sich die Ausstellung angeschaut.

Für Walter Pfeiffer, den mittlerweile 70-jährigen Fotografen und Grafiker, startete 2017 fulminant. An der Photo 17 hatte er ein absolutes Hoch. Ihm wurde der Lifetime Award der Swiss Photo Academy verliehen, und beim Künstlergespräch, das Res Strehle mit ihm führte, war der Saal gut besucht. Es



Fast verliebt

Pussy-Magnet

Von Claudia Schumacher

Ein langer Tag ist vorbei, ich schenke ein Glas Wein ein und entnehme dem verführerischen Brutzeln im Ofen, dass die Käsepizza gleich fällig ist – als das Telefon klingelt. «Sie kam noch mit zu mir!», sagt

Maxim, mein Cousin. Und ich weiss nicht, von wem er redet. Zu viele Frauen. «Alexa aus Kitzbühel.» – Ach so. Und? «Ja, war mega. Also, ich hatte fünf Gin Tonics drin, und dafür muss ich sagen, hab' ich noch ganz erstaunlich performt.» Und sie? «Na ja, nett. Aber ist jetzt glaub' nichts, für was ich jedes Wochenende nach Kitzbühel fahren muss.»

Maxim ist über dreissig und kann in der Freizeit eine Baseballmütze tragen, ohne lächerlich zu wirken. Er ist der Untergang der Frauen. «Mir steigt das fast zu Kopf!», sagt er selbst. «Aber ich bin der reinste Pussy-Magnet.» Maxim ist Ingenieur, hat Witz und das Lächeln eines Champions. Wenn er eine hübsche Frau trifft, macht er ihr nie Komplimente fürs Aussehen. Aber für ihre «originelle Denkweise» oder die liebe Art, mit der sie ihrer Freundin begegnet. Eine Strategie der Kontrastsetzung, bei der Verunsicherung und Wertschätzung den Wal-



Warmherzig: Venzago, Fokina.



«Hans im Glück»: Walter Pfeiffer.



Überraschungsgast: Kulturmanager Stuehn.

war die letzte Veranstaltung im Photoforum (das bisher auch Musicaltheater war), jetzt sind die Bagger vorgefahren, das Gebäude wird abgerissen. Walter Pfeiffer freut sich über den Erfolg. Nicht ohne einen Funken Schadenfreude stellt er fest: «Andere, die hochgejubelt wurden, sind längst weg; ich bin immer noch da.» Zum Künstlergespräch erschien der stets im gut durchdachten Outfit Auftretende mit roter Donald-Trump-Mütze und dickem rotem Schal, Wanderschuhe an den Füßen. «Ich bin Hans im Glück. Als ich sechzig wurde, hätte ich nie gedacht, dass ich noch so eine Höhenwanderung gehen würde.» Walter Pfeiffer, ein rigoroser Bewunderer von **Andy Warhol**, schreibt – wie sein grosses Vorbild – jeden Tag Tagebuch. Seit 1976. Am Ende des Jahres versiegelt er es.

Nichts für Morgenmuffel sind die «Creative Mornings», die Frühstücks-lectures für eine weltweite Community. Die Event-Reihe für Frühaufsteher, gegründet 2008 in Brooklyn, New York, soll eine Begegnung mit interessanten Menschen sein. Auch in Zürich findet sie monatlich statt. Der nächste Creative Morning ist bei Modissa. Am 27. Januar von 8 bis 10 Uhr früh. Gast ist **Christoph Stuehn**, der Direktor von Memoriav, der sich mit voller Kraft für die Erhaltung des audiovisuellen Kulturguts der Schweiz einsetzt. Seit der Kulturmanager Memoriav leitet, ist Leben in der Bude. Christoph Stuehn war einst stellvertretender Direktor am Schauspielhaus, dann beim Landesmuseum, er ist begeisterter Geigenspieler (über Neujahr spielte er im Orchester im Festspielhaus Baden-Baden) und begnadeter Netzwerker. Das Thema der Veranstaltung heisst «Mystery»; Stuehn wird einen geheimnisvollen Überraschungsgast mitbringen.

zer tanzen. Irritiert fragt sich die Frau, weshalb sie kein Kompliment für ihre Optik erhält: Was für Kaliber ist der denn gewohnt? Ist vielleicht mein Make-up verschmiert? – Dann jedoch fällt sie ins warme Bett der Wertschätzung: Maxim erkennt ihre wahren Werte. Abgeschmackt? Vielleicht. Funktionieren tut es trotzdem.

«Irgendwie dumm»

Dabei ist Maxim ein Familienmensch. Letztes Jahr hat er es mit professionellem Online-Dating probiert, denn in freier Wildbahn lerne er nur Frauen kennen, die «irgendwie dumm» seien. Das Ergebnis kam flott und war phänomenal: Elisa, promovierte Psychologin mit Wangenrübchen und der gnadenlosen Fürsorglichkeit einer Mutter Theresa. Als sie erstmals in meine Wohnung kam, hängte sie die Wäsche auf, und das war bei ihr nicht komisch, nur liebenswert. Elisa, der Engel – und ein ziem-

licher Männer-Magnet. Bald bekam sie mehr Aufmerksamkeit als Maxim, selbst seine Mutter mochte Elisa ein bisschen mehr als ihren Sohn. Vielleicht war das der Grund. Jedenfalls ist Elisa mittlerweile Geschichte.

Während Maxim am Telefon über die Haptik von Alexas Brüsten redet, denke ich an Julia Butze: die Einzige, die je mit Maxim Schluss machte. Sie war vierzehn, er auch, seine erste Freundin – und die letzte, mit der er mehr als vier Monate zusammen war. Maxim sagt immer, in spätestens drei Jahren, also mit 35, wolle er heiraten. Nimmt man bis dahin jedes Wochenende, abzüglich Weihnachten, dann sind es nur noch 153 Frauenherzen, die er brechen kann. «Und beide Brustwarzen waren gepierct!», sagt Maxim durch den Hörer und klingt wie ein Forscher, der einen neuen Schmetterling entdeckt hat. Ich schenke Wein nach.



Unten durch Kopfschmerzen

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du hast Kopfschmerzen und gehst in eine Apotheke, um Aspirin zu kaufen. Das Ladenglöcklein bimmelt, und eine junge Verkäuferin eilt herbei und lächelt dich an. Sie trägt ein Kopftuch. Ist das überhaupt die Verkäuferin oder nicht eher eine türkische Gemüsehändlerin, die drei Kilo gesundes Obst in die Apotheke geliefert hat? Aber tragen Gemüsehändlerinnen weisse Schürzen ohne Tomatenflecken? Also bittest du die Verkäuferin um Aspirin, und während sie es holt, denkst du, dass die Apotheker früher noch Katholiken waren, wie dein Grossvater. Er stammte aus Luzern, und über seinen Medizintöpfchen hing der sterbende Jesus am Kreuz, da hatte man als Kunde noch drastisch vor Augen, was einem blühte, wenn man die Pillen nicht regelmässig nahm.

«Töffs no öppis sii?», fragt dich die Verkäuferin, und du fragst dich, warum jemand, der so gut Deutsch spricht, durch das Tragen eines Kopftuchs den guten Eindruck mutwillig wieder relativiert. Das ist doch schade! Du bezahlst das Aspirin, sagst besonders höflich adieu, und draussen im Regen fragst du dich, ob du eigentlich genügend für die Erhaltung des Christentums tust. Du gehst in die nächstbeste Kirche und setzt dich in die mittlere Reihe Parkett, wie im Kino. Gibt es hier eigentlich Balkonplätze? Wann warst du zum letzten Mal in der Kirche? An Mutters Beerdigung? Deiner Taufe? Du betest ein Vaterunser und ein «Gegrüsst seist du, Maria», und siehe da, du kannst es noch. Du hast schon immer ein gutes Gedächtnis für Songtexte gehabt. Und eigentlich sind Gebete ja Songtexte ohne Lieder, das riecht nach Literaturnobelpreis.

Weil's so gut läuft, betest du gleich noch ein Vaterunser, und als du «Amen» murmelst, sind deine Kopfschmerzen plötzlich wie weggeblasen. Vorher hattest du Nägel im Kopf – und jetzt: total schmerzfrei! Ganz ohne das islamische Aspirin! Das ist natürlich sicher nur ein Zufall. Du bist zweimal geschieden, hast in deiner Jugend einen peruanischen Pulli aus Lamawolle geklaut und ein bisschen gedealt und bist im Grunde absolut areligiös – warum also sollte ausgerechnet dir ein Wunder widerfahren?

>>> Fortsetzung auf Seite 64

»» Fortsetzung von Seite 63

Sicherheitshalber murmelst du trotzdem «Okay, danke», als du die Kirche verlässt. Da du jetzt das Aspirin nicht mehr brauchst, bringst du es in die Apotheke zurück. Diesmal bedient dich eine andere Verkäuferin, eine mit Augenbrauen-Piercing. Die Arme tut dir leid. Sie versucht sich selbst mit einer Weissgoldnadel zusammenzuhalten wie ein Cordon bleu. Zieht man ihr die Nadel aus der Braue, zerfällt ihr Selbstbewusstsein in zwei schwache Hälften. Vielleicht ist der spirituelle Weg, den ihre Kollegin gewählt hat, doch der bessere als der des Sich-selbst-Zusammenheftens, und deshalb sagst du zur Gepiercten: «Richten Sie Ihrer muslimischen Kollegin bitte aus, dass Gott mir die Kopfschmerzen genommen hat.»

In diesem Moment – und du schwörst später jedem, dem du es erzählst, dass es sich genau so zugetragen hat – bekommst du wie angeworfen höllische Kopfschmerzen. Du bittest die Verkäuferin, dir sofort das Aspirin wieder zurückzugeben, und setzt dich auf den Stuhl, der in Apotheken steht und auf dem nie jemand sitzt ausser jetzt du. Die Gepiercte bringt dir ein Plastikbecherchen mit Wasser, und du schluckst drei Aspirin. Aber eigentlich, tief in deinem Herzen, möchtest du in die Kirche – nur hast du Angst, auf dem Weg umzukippen. Also betest du auf dem Apothekenstuhl zwei Vaterunser und ein «Gegrüsst seist du, Maria», und in diesem Moment kommt Roger Federer herein, den du über alles verehrst, weil er Quentin Tarantino ähnlich sieht. Federer lächelt dich an und bestellt dann in gebrochenem Deutsch eine Packung «Durex gefühlsecht». Später sagt dir dein Arzt, dass Migräneanfälle vorübergehend die Wahrnehmung trüben können. Und als er es sagt, hast du eine Eingebung: Du erkennst, dass die ganze westliche Welt einen Migräneanfall hat.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Das Geheimnis des Bramaterra

Von Peter Rüedi

Unter den Weinen des Piemont versteht die Mehrzahl der Weinliebhaber den önologischen Hochadel von den Langhe, die berühmten Etiketten aus den Nebbiolo-Appellationen Barolo und Barbaresco. Fortgeschrittenere Trinker kennen aus dem Piemont noch herausragende Barberas (die mit den Literweinen am Bartresen nichts zu schaffen haben). Und einige wenige wissen noch die tollen Dolcettos zu schätzen, von denen man wohl glauben mag, dass sie noch vor ein paar Generationen begehrt waren als Barolo und Barbaresco. Wer aber hat das Privileg, die Weine aus dem Nordpiemont wahrzunehmen, aus der Gegend um den Fluss Sesia, grob gesagt, zwischen Novara und dem unteren Ende des Lago Maggiore?

Auf den Moränenhügeln wachsen die Weine der Kleinappellationen Ghemme und Gattinara und der Kleinstappellationen Boca, Bramaterra, Lessona, in einer Zone, die so etwas ist wie ein versunkener Weinkontinent. Zum Teil exzellente vulkanische Terroirs, die längst der Wald überwuchert hat. Einst waren die Weine

von hier berühmter als Barolo und Barbaresco. Den Nebbiolo nannte man hier Spanna, und seine Rebberge erstreckten sich vor noch nicht einmal hundert Jahren über eine Fläche von 40 000 Hektaren (nicht viel weniger als die heutige Fläche des gesamten Piemont). Massenproduktion und Landflucht infolge Industrialisierung haben den Weinbau im Nordpiemont zeitweise fast zum Verschwinden gebracht. Erst in den sechziger, siebziger Jahren setzte mit den DOC-Gründungen eine zaghafte Renaissance ein. Ganz langsam eroberten sich die Weine aus dieser versunkenen Nische den Status von Spezialitäten für Hardcore-Weinfans zurück. Man möchte ihnen eine grössere Resonanz gönnen.

Allerdings sind sie durchwegs keine Ranschmeisser, keine leicht zugänglichen Tropfen, sondern charaktervolle. Flaschen mit Ecken und Kanten, für die man etwas Zeit braucht, bis man sich mit ihnen angefreundet hat. Dann allerdings belohnen sie uns als eigentliche Aromatik-Abenteuer, und mit ihren starken Tanninen garantieren sie eine lange Lebensdauer. Sie verlangen Geduld.

Das ist in Umrissen auch in etwa die Beschreibung des Bramaterra der jungen Produzenten Colombera & Garella, deren Bramaterra 2012 eine Cuvée aus 75 Prozent Nebbiolo und 15 Prozent Croatina und 10 Prozent Vespolina ist (autochthone Sorten der Gegend). Rote Beeren (vor allem Erdbeeren!), frische, markante Kräuter, eine starke mineralische Note und feindosiertes Holz. Mindestens zwei Stunden dekantieren (auch in dieser Hinsicht ist Geduld gefragt, bis dieser Wein seine vielfältigen Geheimnisse wenigstens ahnen lässt).

Colombera & Garella:
Bramaterra 2012. «Colombera Garella». 13 %.
Rebwein, Zürich. Fr. 26.50.
www.rebwein.ch

DIE  WELTWOCH

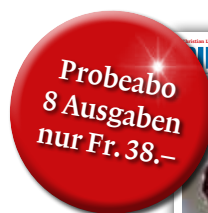
Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Golf vs. Polo

Zwei Sportwagen im Vergleich: Welcher macht mehr Freude, der VW Polo GTI 230 oder der VW Golf Clubsport? *Von David Schnapp*

Der stärkste Polo GTI aller Zeiten», verspricht Volkswagen und bringt mit dem Polo GTI 230 ein limitiertes Sondermodell auf den Markt, das es nur in der Schweiz und nur in einer Auflage von 230 Stück gibt. Neben ein paar optischen Besonderheiten gibt es knapp 40 PS mehr, das heisst auch immerhin 360 Nm Drehmoment und eine Höchstgeschwindigkeit von 241 km/h (handgeschaltet) – dies bei einem durchaus alltagstauglichen Auto mit fünf Türen, 1446 Kilogramm Leergewicht und einem Preis von Fr. 29 900.–.

Vergleichbar ist der sportliche Kleinwagen mit einem Konkurrenten aus Frankreich: Der Peugeot 208 GTI (200 PS, Fr. 29 250.–) hat zwar etwas weniger Leistung, dafür ist er auch rund 200 Kilogramm leichter und wirkt vor allem im Innenraum etwas moderner als der Polo. Bei dem gibt es zwar ein gutes Navigationssystem, «Apple Carplay», und ein wohlklingendes Soundsystem, aber das Cockpit wirkt wie oft bei Volkswagen etwas humor- und emotionslos. Perfektion wird hier eben in trockene Nüchternheit gehüllt.

Wir haben allerdings noch einen Vergleich gemacht: Soll man eher den kleinen, günstigeren Polo nehmen – oder doch den bewährten grossen Bruder Golf, den es zufälligerweise auch gerade als schönes Sondermodell zu haben gibt? Der Golf GTI Clubsport ist das Jubiläumsmodell zum 40. Geburtstag des GTI. Auch hier: 6-Gang-Handschaltung, stolze 265 PS und mit Boost-Funktion kurzzeitig auch 290 PS. Äusserlich zeichnet sich dieser «Golf im Wolfspelz» durch Verzierungen in Tornadorot und Schwarz aus sowie durch einen auffälligen Dachkantenspoiler. Andere Farbvarianten sind aber auf Wunsch ebenfalls zu haben.

Komfort statt Sport

Äusserlich sind unsere beiden Sondermodelle Golf und Polo klar unterscheidbar, im Innern gleichen sie sich dann wieder an, aber der grosse Bruder ist doch noch etwas luxuriöser ausgestattet. Er verfügt über eine adaptive Fahrwerksregelung (Fr. 1160.–) sowie Abstandstempomat mit Notbremsfunktion (Fr. 140.–), womit er von der Kategorie Komfort in die Kategorie Sport übergeht. Womit wir bei den grossen Unterschieden wären: Sowohl Golf als auch Polo sind sportliche Flitzer für den Alltag, aber der kleinere GTI 230 wirkt dabei immer etwas frecher, rauer und direkter, während der grössere GTI Clubsport ein durchaus bequemes Auto mit auffälliger Kriegsbemalung ist.

VW Golf GTI Clubsport

Leistung: 265 PS/195 kW,
Hubraum: 1984 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 40 750.–
Testauto: Fr. 46 520.–



VW Polo GTI 230

Leistung: 192 PS/141 kW,
Hubraum: 1798 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 241 km/h
Preis: Fr. 29 900.–
Testauto: Fr. 29 270.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man, wenn einem angerufen wird, sich einfach am Telefon mit «Hoi, da bin ich!» melden, ohne seinen Namen zu nennen? Ist das nicht eine weitverbreitete Unsitte?

Alfred Wettstein, Zollikerberg

Ich sag mal so: Wenn Sie Mike Shiva anrufen, ist das überhaupt kein Problem, der wird schon wissen, wer spricht. Ebenfalls unproblematisch ist es, seinen Namen nicht zu nennen, wenn Sie mit engen Vertrauten reden, die Ihre Stimme sofort erkennen und die Ihren Namen vermutlich auf dem Display ablesen können. In allen andern Fällen empfiehlt es sich, seinen Namen zu nennen. Freundlich; es gibt Leute, die bellen ihren Namen ins Telefon. Und nicht mit vollem Mund. Aber was erzähle ich Ihnen! Die Tatsache, dass Sie diese Frage umtreibt, legt ja die Vermutung nahe, dass Sie ein Gentleman alter Schule sind. *Max Wey*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Angesichts einer Ideologie, die der Welt täglich ihre Fratze zeigt, tut Aufklärung not!» *Jules Wüest*

Wort für Wort

Nr. 1 – «Heroische Besonnenheit»; Editorial von Roger Köppel

«Heroische Besonnenheit» klingt poetisch, lyrisch, ja kühn, ist aber in Bezug auf den Islam wie die angebliche Rechtsstaatlichkeit des Westens fatal. Diese Wortschöpfung besagt eine heldenhaft-mutige, erhaben-überlegte, selbstbeherrschte stoische Gelassenheit. Angesichts einer Ideologie, die der Welt täglich ihre Fratze zeigt, tut Aufklärung not! Gleiches gilt für die angebliche Demokratie bzw. Rechtsstaatlichkeit Deutschlands und der Schweiz. Ein Staat, der das Recht systematisch, vorsätzlich und willkürlich bricht oder nicht anwendet, ist kein Rechtsstaat und keine Demokratie. Politik sollte ausübendes Recht sein. Demgegenüber vollzieht der Islam seine Rechtsordnungen und Dogmen peinlich genau, Wort für Wort. «Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.» *Jules Wüest, Mauensee*

Ignoranz um Israel

Nr. 1 – «Zweistaatenlösung ist unrealistisch»; Pierre Heumann im Gespräch mit dem Schriftsteller Abraham B. Yehoshua

Das Westjordanland und Ostjerusalem (ab 1922 Teile des jüdischen Mandatsgebiets) wurden 1948 illegal von Jordanien besetzt. Von diesem 1967 angegriffen, besetzte Israel diese Teile, völlig legal! Nach internationalem Recht gehört ohnehin ganz Jerusalem zu Israel. Laut Resolution 242 müssten neue, sichere Grenzen ausgehandelt werden, auf die sich Israel zurückziehen würde. Nur will der Palästinenserchef Mahmud Abbas nicht Frieden. Die gültige Charta der PLO hat klar die Vernichtung Israels zum Ziel. Die islamische Lehre akzeptiert nicht, dass Nicht-Muslime ein ehemals islamisches Gebiet regieren. *Hanspeter Büchi, Stäfa*

Gefährlicher Blindflug

Nr. 1 – «Mutig, mutig»; Alex Baur's Fernsehkritik über «Blackout» auf SRF

Die von der Politik eingeleitete Energiewende ist betreffend Versorgungssicherheit ein gefährlicher Blindflug. Für eine effiziente Nutzung der Sonnenenergie sind wir viel zu weit vom Äquator entfernt. Der Überschussertrag im Sommer kann noch nicht wirtschaftlich gespeichert werden, das führt im Winter zu Engpässen. Für die künftige Stromversorgung fehlt eine verantwortliche, unpolitische Leitstelle. Unsere volldigitalisierte Welt ist dringend auf eine kompetent organisierte Versorgung angewiesen und muss bereit sein, die dazu nötigen

Kosten zu tragen. Auch unsere einstige Selbstständigkeit ist dringend wiederherzustellen. Mit dem verlockenden Vorteil, subventionierte EU-Energie zu nutzen, riskieren wir, eines Tages den Blackout zu importieren. Ein solcher Dominoeffekt kann enorm hohe Kosten verursachen. *Peter Baumgartner, Langenthal*

Edison würde sich im Grab umdrehen, wenn er wüsste, wie der heutige Strommarkt entgegen allen Gesetzen der Elektrotechnik von Nicht-Ingenieuren verwaltet wird. Es braucht ein stabiles Netz, um Fotovoltaik- und Windstrom einspeisen zu können. Dazu gibt es heute keine besseren Alternativen als Wasserkraftwerke, Kernkraftwerke, Kohlekraftwerke oder Gasturbinen. Warum sollte die Schweiz ihren exzellenten Strommix aufgeben? Es ist absurd, dass es heute den Elektrizitätswerken erlaubt ist, Strom nach Belieben einzukaufen, obwohl dieser so weit weg produziert wird, dass er physikalisch gar nicht hier ankommen kann oder nur zeitweise vorhanden ist. *Martin Steiger, Uster*

Eigenverantwortung

Nr. 1 – «Nüchterner Neujahrswunsch»; René Zeller über den Fall Céline Amaudruz

Es ist wünschenswert, dass nicht nur Politiker, sondern alle Autofahrer ihr Fahrzeug gesetzeskonform steuern. Nun befürchte ich, dass leider früher oder später auch das Benützen von selbstfahrenden Autos gesetzeskonform sein wird. Ob Elektronik gute Automobilisten in jeder Situation ersetzen kann, ist absolut zweifelhaft. Jedenfalls ziehe ich es vor, mein sportliches Auto selbst zu lenken, und finde, auch in Zukunft sollten nur Leute mit bestandener Fahrprüfung mit einem Auto unterwegs sein und am Steuer sitzen. *René M. Levkowitz, Forch*

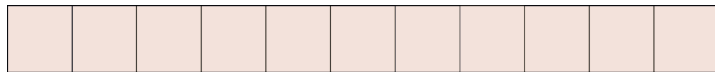
«Lernlandschaften»

Nr. 1 – «Mama wird's schon richten»; Daniela Niederberger über Hausaufgaben

Mit der Einführung des Lehrplans 21 braut sich in der Volksschule einiges zusammen. Und das kommt nicht gut. Der Artikel zum selbstgesteuerten Lernen macht deutlich, was Schülerinnen und Schüler, aber auch deren Eltern, mit dieser «modernen» Lernform erwartet. Leid tun können einem vor allem die schulisch schwächeren Kinder und Jugendlichen. Das selbstgesteuerte und selbstorganisierte Lernen bedeutet im Klartext für sie, dass sie sich auf ihren «Inseln» in ihren «Lernlandschaften» weitgehend selbst überlassen sind. Bis sich vielleicht der Lehrer, sprich Lerncoach, sich ihrer erbarmt und ihnen weiterhilft. *Max Knöpfel, Pfäffikon*



1		2		3		4	5		6	7	8		9
						10		11					
12	13		14						15				16
17						18							
	19												
						20		21	22				
23		24		25			26						
27						28				29	30		
31			32		33			34					
		35				36			37				
38									39				
		40						41					



Lösungswort — Nicht Lärm und Kunst sondern Wort und Klang
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Der Preisrückgang kommt einer Teilzahlung gleich. 6 Der Mexikaner denkt bei seinem Gruss an Gott. 10 Bayern, wie es leibt und lebt, hier in der Art einer weiblichen Symbolgestalt. 12 Die Tochter eines Barons, ein Freifräulein oder eben sie. 15 Der Fluss wird mit der Mar zum katalanischen Seebad. 17 Der Jahresbeginn kommt manchen spanisch vor. 18 Ein Vivarium, das Pflanzen und Tiere beherbergt. 19 Man könnte auch von Weitläufigkeit oder Vielfältigkeit sprechen. 20 Er soll das Immunsystem spezifisch aktivieren – als Schutzschild. 23 Die Bestellung kommt einer Weisung gleich. 26 Dieses alttestamentarische Buch erzählt in vier Kapiteln über eine Frauenfreundschaft. 27 Das Jahr, wie es jetzt einmal mehr ist. 28 Mit ihr ist mit Sicherheit jemand verheiratet. 31 Dort sitzen Deutsche besonders gerne am Stammtisch. 34 Wo der zweitgrösste Passagierhafen Europas liegt. 35 Die Stoa betreffend und somit gleichmütig. 37 Nördlicher Kaukasus: Er speist das Asowsche Meer. 38 Rausch von Machos auf Rädern. 39 In diesem Augenblick ist es flach, aber auch später. 40 Zwischen Genève und Lausanne, aus Sicht des Romands. 41 Die Guilford aus den USA, wir finden sie im Grossen Sänglerlexikon.

Senkrecht — 1 Man findet ihn in der Abtei, etwa im französischen Kloster Tamier. 2 Tragisch, wie viele von ihnen aus ihrem Land flüchten müssen. 3 Die Stadt liegt am Delta des Roten Flusses. 4 Nicht für glanzvolle, dafür wohl eher lustvolle Kurzaufenthalte. 5 Teils ganz schön knallig, diese luftigen Stoffe. 6 Von Palma dorthin ist nicht sehr weit. 7 Zwischen Granit und Gabbro, in grossen Tiefen entstanden. 8 Studieren, wo es Rumänen gerne tun. 9 Unerwünschter digitaler Abfall. 11 Das Promissorium wäre dann ein schriftliches. 13 Anpflanzen, wie es Landwirte so machen. 14 Mythologischer Muttermörder in den Fängen der Rachegöttinnen. 16 Eigenschaft, die mit ihrer selbstgefälligen Art Gegner schafft. 21 Abwanderung oder Flucht?, fragt sich manch ein Italiener. 22 Machen zum Beispiel psychisch/sozial Geschädigte mit andern. 23 Vor Anker liegen lässt eine Variante zu. 24 Sie machen uns erst so richtig standhaft. 25 Der Bericht enthält alles über ein Thema. 29 Für einen friedlichen Zweck lässt man eine weisse in die Lüfte. 30 Das asiatische Hochland wird von fremden Herren regiert. 32 Albert, der radelende Weltmeister von einst. 33 Zerbrechliche Dinger, doch voller Leben. 36 Was eine weibliche Person ersetzt, mutet andersherum gesagt kalt an.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 499

J		F		B	E	A	T	E		U	B	O	O	T
A	K	A	B	A		P	H	I	L		A	B	R	I
G	R	U	E	N	S	P	A	N		R	I	E	G	E
D	A	L	L	A		L	I	E	B		K	R	A	L
	G		A	N	T	E			A	N	A		N	
B	E	A	M	E	R		W		N	I	L	S		L
I	N	R	I		A	L	A	S	K	A		C	R	I
O		A		A	N	O	D	E		U	M	H	E	R
T	A	L	G		E	H	E	R	N		O	L	G	A
O	E	S	E	N		N	B	I	E	N	E	N	E	N
P	R	E	S	S	I	E	R	E	N		T	H	E	O
	A	E	T	A		N			A	S	I	E	N	

Waagrecht — 3 BEATE (it. f. die Glückliche) 7 UBOOT 12 AKABA 15 PHIL 16 ABRI (Felsüberhang als Unterstand) 17 GRUENSPAN 18 RIEGE 19 DALLA 20 LIEB 22 KRAL (türk. TV-Station) 23 ANTE (obligat. Vorauszahlung beim Poker) 25 ANA (kurz f. Anorexia nervosa) 27 BEAMER 30 NILS (skand. Form v. Nikolaus) 33 INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) 34 ALASKA (grösste Exklave der Erde) 37 CRI (franz. f. Schrei) 39 ANODE 40 UMHEN 42 TALG 45 EHERN 47 OLGA 48 OESEN 50 BIENEN 51 PRESSIEREN 52 THEO (-loge) 53 AETA 54 ASIEN

Senkrecht — 1 JAGD (Halali: Jagdruf bzw. das Ende der Jagd) 2 FAUL 3 BANANE 4 APPLE 5 THAI 6 EINE 8 BAIKAL 9 OBER (Robe) 10 ORGAN 11 TIEL (Leit-) 13 KRAGEN 14 BELAMI 21 BANK 24 TRANE (raten) 26 NIAU 27 BIOTOP 28 ARALSEE 29 WADE 31 SCHLEHE 32 LIRA (auch Lyra, Zupfinstrument) 35 LOHNEN 36 SERBE 38 REGNEN 41 MONTI (monti: it. f. Berge) 43 AERA 44 GEST (mask. wie fem., Synonym v. Hefe) 46 NINA 49 NSA

Lösungswort — **FORTSCHRITT**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



B 220 d 4MATIC «Swiss Star», 2143 cm³, 177 PS (130 kW), Barkaufpreis: CHF 37 130.- (Fahrzeugwert CHF 48 755.- abzüglich CHF 11 625.- Preisvorteil), 5,0 l/100 km, (Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km), 131 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g CO₂/km), CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 9550.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 229.-. Exklusive Ratenabsicherung PPI. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Gültig bei teilnehmenden Händlern. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Angebot gültig bis 31.1.2017. Immatriculation bis 30.4.2017. Abgebildetes Modell: B 220 d 4MATIC «Swiss Star» inkl. Sonderausstattungen (Swiss Star, AMG Line, Night-Paket, Abstands-Pilot DISTRONIC), Barkaufpreis: CHF 41 854.-, 5,0 l/100 km, (Benzinäquivalent: 5,7 l/100 km), 131 g CO₂/km, CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 1,92%, 1. grosse Rate: CHF 10 300.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 269.-. Angebot gültig bis 31.1.2017. Immatriculation bis 30.4.2017. Unverbindliche Preisempfehlung. Änderungen vorbehalten.

Die B-Klasse 4MATIC mit bis zu 23 % Preisvorteil.

Ganz egal, ob Sie in der B-Klasse alleine oder mit Ihrer ganzen Familie unterwegs sind – stilvoll reisen Sie immer. Und auch Nässe und Schnee bringen Sie nicht aus der Ruhe. Denn mit dem Allradantrieb 4MATIC steht Ihnen selbst bei widrigen Bedingungen ein kompetenter Partner zur Seite. So geniessen Sie in dem Sports Tourer nicht nur maximalen Komfort, sondern auch höchste Sicherheit.

www.mercedes-benz.ch/4MATIC

Mercedes-Benz
Das Beste oder nichts.

